



Im Rausch

Das Magazin der Universität Bern
Dezember 2023

Über Raserei, Tanzwut und Fallsucht – Was unterscheidet
Medikamente von Drogen? – LSD aus dem Emmental –
Wie reguliert man Rausch? – Warum gerade Bern das weltweit
erste Fixerstübli hatte – Wie Religion aus dem Rausch entstand

Im Fokus

Kein Verbot, aber auch kein Laisser-faire: Wie reguliert man Rausch?

Crack-Szene in der Öffentlichkeit, Pilotversuche mit legalem Cannabis, Tabakwerbeverbote: der gesellschaftliche Umgang mit Rauschmitteln bleibt herausfordernd. Die Juristin Franziska Sprecher und der Mediziner Reto Auer, die dazu an der Uni Bern forschen und die Politik beraten, ordnen aktuelle Entwicklungen ein.





Fotografie:
Dres Hubacher im Bildrausch





42

Sozialanthropologie

Rauschhafte Massen- phänomene: Raserei, Tanzwut und Fallsucht

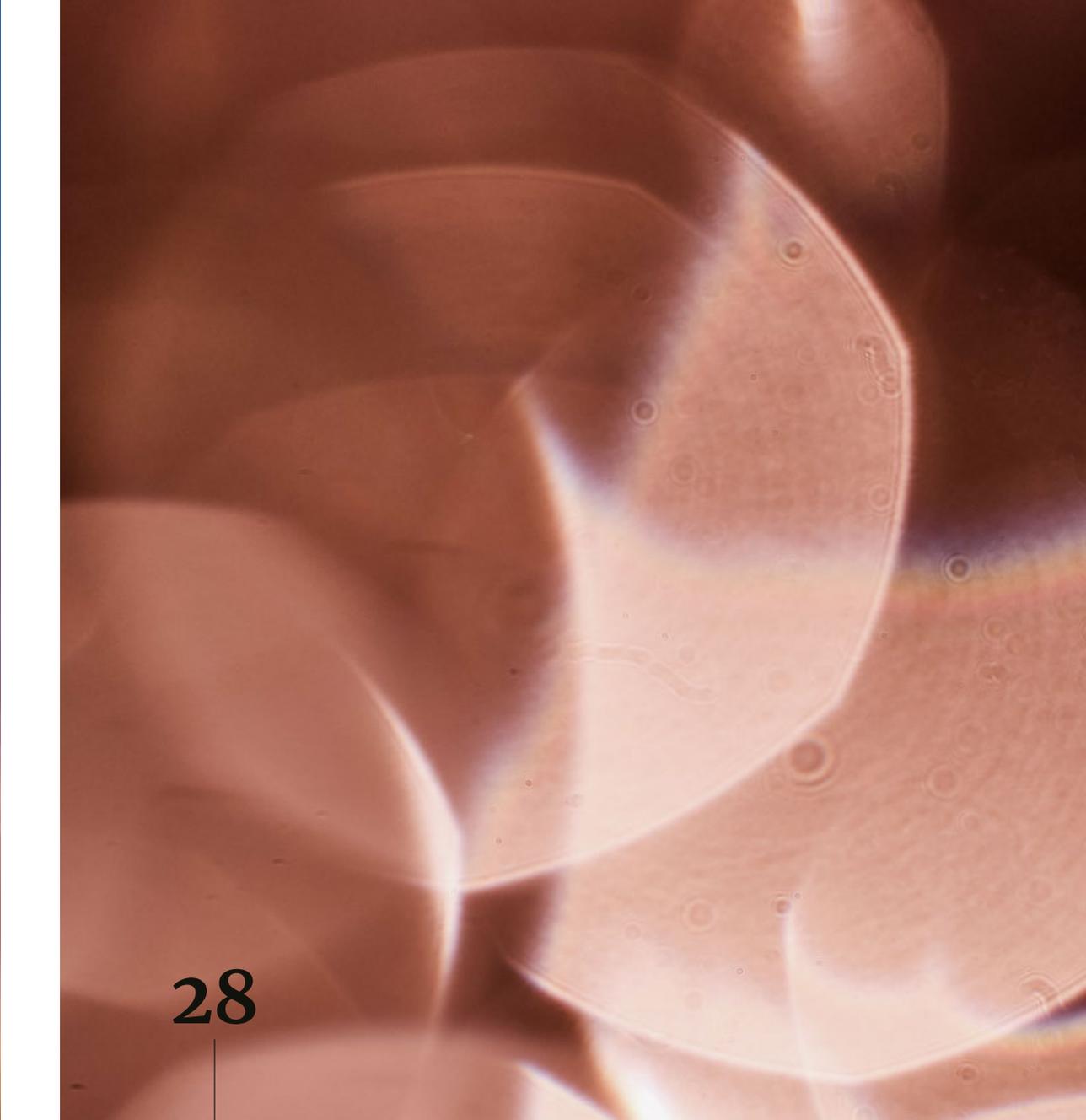
Wer in einen Rausch gerät, riskiert, das Gleichgewicht zu verlieren – auch das seelische. Es ist ein beängstigender, gleichzeitig lustvoller Zustand, den der Mensch zu allen Zeiten immer wieder bewusst gesucht hat.

Religionswissenschaft

«Rauschzustände haben erste religiöse Gemeinschaften geformt»

In der Frühzeit der Menschheit halfen gemeinsame Rauschzustände, aus Einzelnen besser überlebensfähige Kollektive zu formen, sagt Jens Schlieter, der den Zusammenhang von Religion, Drogen und Rausch erforscht. Kann Rausch auch heute noch hilfreich sein?





28

Medizingeschichte

Ackern für LSD – Mutterkorn- produktion im Hinterland

LSD erzählt nicht nur von Hippies und Selbsterfahrungstrips, sondern auch von Bäuerinnen und Bauern, die im Emmental auf ihren Feldern Mutterkorn für die Basler Chemie produzierten. Der Anbau des LSD-Ausgangsstoffs veränderte auch die bäuerliche Welt fundamental.



Weltraumforschung

Vom Space Race zum Goldrausch im Weltall?

In der Raumfahrt herrscht eine Aufbruchstimmung, die an die Zeit der Apollo-Mondlandungen erinnert. Die USA, China und Indien, aber auch Private wie Elon Musk haben sich zum Ziel gesetzt, zum Mond zurückzukehren und weiter ins All vorzudringen. Geht bald die Jagd nach Rohstoffen im All los?

Eine Frage an Juri Auderset

Was unterscheidet Medikamente von Drogen?

Heilmittel oder Partydroge? Historiker Juri Auderset skizziert die historisch-kulturelle Gratwanderung zwischen medizinischen Präparaten und Rauschmitteln.

32

Liebe Leserinnen und Leser

Die Festtage stehen vor der Tür. Dabei hat und hatte der Rausch eine besondere Bedeutung: In der Frühzeit erleichterte er es den Menschen, sich zu Gemeinschaften zu verbünden. Daraus bildeten sich nicht zuletzt die Religionen, die heute Anlass zum Feiern geben.

Rausch kann mehr sein als Schmiermittel für frohes Beisammensein. In rauschhaften Massenphänomenen werden auch gesellschaftliche Missstände zum Ausdruck gebracht, und er wird vermehrt zu therapeutischen Zwecken eingesetzt.

Gleichzeitig kann Rausch in Sucht und schwerwiegende gesundheitliche und soziale Probleme münden. Vielerorts sind regelrechte Epidemien im Gange.

Wie also mit Rausch umgehen? Verboten, legalisieren, regulieren? Dazu liefert die Wissenschaft Grundlagen. Entscheiden aber, das müssen wir alle als Gesellschaft.



Arian Bastani
Stv. Redaktionsleiter

Weiteres Seite 21: Eine Frage an Livia Bühler / Seite 26: Infografik / Seite 46: Bücher / Seite 48: Leserbriefe / Seite 50: Vorschau nächstes uniFOKUS, Impressum

Kein Verbot, aber auch kein Laisser-faire: Wie reguliert man Rausch?

Crack-Szene in der Öffentlichkeit, Pilotversuche mit legalem Cannabis, Tabakwerbeverbote: der gesellschaftliche Umgang mit Rauschmitteln bleibt herausfordernd. Die Juristin Franziska Sprecher und der Mediziner Reto Auer, die dazu an der Uni Bern forschen und die Politik beraten, ordnen aktuelle Entwicklungen ein.

Interview: Timm Eugster und Arian Bastani /
Fotografie: Dres Hubacher

Wir treffen uns im Haus der Universität mit Blick auf den Kocherpark, wo in den 1990er-Jahren eine offene Drogenszene bestand. Wie haben Sie die Zeit damals erlebt?

Franziska Sprecher: Ich war noch ein Kind und hatte natürlich einen ganz anderen Blick auf das Thema als heute. Wir haben die offene Drogenszene als Kinder gesehen, wir haben gefragt, was das ist. Die Erwachsenen sagten uns, dass wir herumliegende Spritzen auf keinen Fall anfassen dürfen, AIDS war ein Thema, auch an der Schule. Aber wir entwickelten auch das Bewusstsein dafür, dass das nicht einfach böse Leute sind, sondern Süchtige. Das kann man mit Kindern oder Jugendlichen schon relativ früh thematisieren.

Wie war das bei Ihnen, Herr Auer?

Reto Auer: Als Jugendlicher habe ich viel gekiffert. Es war der Lebensabschnitt, in dem ich wohl am dringendsten die Polizei gebraucht hätte, weil ich damals in Gewaltsituationen gekommen bin. Aber die Dealer waren unsere Freunde, die Polizisten unsere Feinde – ich hatte gelernt, Angst vor der Polizei zu haben. Das ist doch eigentlich traurig. Damals hat man auch die Wissenschaft herangezogen, um das Cannabisverbot zu legitimieren. Heute werden andere Ergebnisse, die schon früher bestanden, aber weniger wahrgenommen wurden, stärker berücksichtigt.

Hat Sie die Erfahrung, die sie damals gemacht haben, auch geprägt? Sind Sie vielleicht gerade deshalb in dem beruflichen Bereich, in dem Sie heute arbeiten?

Auer: Ich glaube nicht, dass das ein Grund ist, aber ich glaube, es ist wichtig, dass man die



Franziska Sprecher und Reto Auer beim Haus der Universität im Kocherpark, wo bis 1992 eine offene Drogenszene bestand.

eigene Erfahrung anerkennt – auch um zu erkennen, dass andere Menschen andere Erfahrungen gemacht haben.

Sprecher: Das ist kaum der Grund dafür, dass ich zur «Juristerei» gekommen bin und mich jetzt intensiv mit dem Gesundheitsrecht befasse. Beim Thema Sucht – und generell, wenn es um Gesundheit geht – finde ich es jedoch wichtig, dass man Kinder und Jugendliche einbezieht. Wenn ich mich an meine eigenen Erfahrungen in der

Kindheit und Jugend erinnere, wird mir bewusst, dass man bereits relativ jung gewisse Erfahrungen macht und Zusammenhänge erkennt.

Inwiefern hat die Zeit der offenen Drogenszene den heutigen politischen und rechtlichen Umgang mit Drogen geprägt?

Sprecher: Ich glaube, dass ein gesellschaftlicher Druck erzeugt wurde. Das Problem wurde für alle sichtbar, sei es, dass es einen beelendete

und man sich unsicher fühlte, oder durch berührende Schicksale von jungen Menschen, die starben. Man konnte nicht einfach nichts machen, man konnte auch nicht so weitermachen wie vorher und musste neue Lösungen entwickeln.

Was ist dann konkret Neues geschehen?

Sprecher: Man ist weggekommen von der reinen Repression, von der ausschliesslich polizeilichen Optik, hin zu «diese Menschen haben eine Sucht».

Auer: Es gab damals nicht nur die offene Drogenszene, sondern auch ein enormes öffentliches und offensichtliches Problem mit Tabak und Alkohol. Als ich im Gymnasium war, haben mehr als die Hälfte der Jugendlichen geraucht, auch ich habe mit 14 Jahren damit angefangen. Das war schlicht normal, es gab auch überall Werbung. Aber auch bei Alkohol und Tabak begann damals ein Umdenken: Man begann es als Gesundheitsproblem zu betrachten, das grosse Schäden verursacht.

Gab es denn diesbezüglich auch so etwas wie den Kocherpark oder den Platzspitz – etwas, das diese neue Problemwahrnehmung voranbrachte?

Auer: 9000 Tote pro Jahr in der Schweiz, ein Grossteil der Rauchenden, die krank sind: irgendwann konnte man die Folgen des Tabaks nicht mehr verschleiern. In den 1950er-Jahren war das noch nicht so klar und wurde dann lange von der Industrie bewusst verschwiegen, aber irgendwann merkten die Leute, dass Tabak kein Produkt wie jedes andere ist.

Sprecher: Ich glaube, das Wissen kam schleichend, bis man die Fakten nicht mehr verleugnen konnte. Dann begann es vereinzelt in den Kantonen, bis striktere Vorschriften auf Bundesebene eingeführt wurden: Schluss mit Rauchen im Restaurant, in den Zügen, an den Hochschulen ...

Auer: Eine Zäsur war die Abstimmung vom Februar 2022, als nach vielen erfolglosen Anläufen eine klare Mehrheit die Volksinitiative «Ja zum Schutz der Kinder und Jugendlichen vor Tabakwerbung» angenommen hat.

Zurück zur offenen Drogenszene: neuerdings kommt es in der Westschweiz, aber auch in Zürich wieder zu Szenen, die wir seit den 90er-Jahren nicht mehr gesehen haben. Was passiert da gerade?

Auer: Ich bin hier kein Experte, aber jede Substanz bringt ihre Herausforderungen mit sich. Forschende bei Sucht Schweiz haben dazu kürzlich eine Forschungsarbeit über die Situation in Genf publiziert. Entscheidend war, dass eine sehr gut organisierte Dealergruppe eine ausgefeilte Strategie entworfen hat, wie der Konsum angekurbelt werden kann: Sie haben fertige Crack-Bällchen auf den Markt gebracht, die sehr einfach und schnell zu konsumieren sind, und insbesondere viel billiger sind. Bei solchen neuen Herausforderungen kommt die Wissenschaft ins Spiel, um die Hintergründe zu verstehen und auch Erfahrungen anderer Länder aufzuarbeiten, von denen man vielleicht lernen kann.

Sie sind beide Mitglieder in der Eidgenössischen Kommission für Fragen zu Sucht und Prävention nichtübertragbarer Krankheiten (EKS). Ist diese Kommission auch eine Reaktion auf neu aufkommenden Drogenkonsum?

Sprecher: Nein. Mit den neuen Crack-Konsumformen wird die Suchtproblematik jetzt zwar wieder sichtbarer im öffentlichen Raum. Fakt ist aber, dass laufend neue Substanzen respektive neue Darreichungsformen auf den Markt kommen. Manchmal haben diese einen sofort sichtbaren Effekt, wie jetzt beim Crack. Bei anderen Substanzen merkt die Gesellschaft gar

«Gesundheit ist nur ein Interesse unter vielen. Den Ausgleich zu finden, ist die Arbeit der Politik.»

Franziska Sprecher

nicht, dass sie da sind. Das ist ein dauernder Wettlauf: Auf der einen Seite die Fachpersonen, vom Gesundheitswesen über die Polizei bis zur Wissenschaft – und auch die Regulierung über Gesetze oder leichter anzupassende Anhänge in Verordnungen, in denen aufgelistet ist, welche Substanzen verboten sind. Auf der anderen Seite der Markt, der kreativ Lücken ausnutzt. In diesem Wettrennen können wir nur mithalten und gute Lösungen entwickeln, wenn alle Akteure interdisziplinär zusammenarbeiten. Dazu will die EKSΝ beitragen.

In der Öffentlichkeit herrschte bis vor kurzem die Meinung vor, in den 90er-Jahren habe man das Drogenproblem mit der international gefeierten Schweizer Drogenpolitik ein für allemal in den Griff bekommen. Wenn wir Ihnen zuhören, ist das eher ein ständiges Austarieren hinter den Kulissen, das grossen Aufwand erfordert.

Sprecher: Ja, und das betrifft auch die legalen Substanzen, etwa zugelassene Arzneimittel, die nicht in dem Sinn und Zweck verwendet werden, für den sie gedacht sind – Stichwort Hustensirup: was dürfen die Apotheken noch wie abgeben? Das muss ständig angepasst werden.

In den USA ist ja die Abgabe von Schmerzmitteln völlig aus dem Ruder gelaufen. Wie geht man in der Schweiz mit der Gratwanderung um, dass man Patientinnen und Patienten Leid ersparen will, ohne eine Suchtkrise auszulösen?

Auer: Die Situation in den USA ist sehr traurig, sehr viele haben die Schmerzmittel durch Heroin und Fentanyl ersetzt, das soziale Elend ist riesig, viele sterben. Um zu verstehen, was hier passiert ist, sind wir auf unabhängige Forschung angewiesen. Wir sollten diese Epidemie differenziert betrachten. Die gängige Lesart ist, dass die Industrie und die Ärzte all dies verantworten, weil sie die Produkte promoten und verschreiben. Das war aber vielleicht nur ein Teil des Problems. Es gibt auch andere Erklärungsmöglichkeiten. So hat die Finanzkrise ab 2008 vor allem im Zentrum der USA ein riesiges soziales Elend ausgelöst, was problematischen Konsum und Sucht fördert. Wenn man schaut, wer da einen problematischen Konsum entwickelt hat, dann ist es oft die untere Mittelschicht, gerade weisse Männer. Die soziale Perspektive hat sich in den USA für diese Menschen stark verdüstert.



Zur Person

Franziska Sprecher

ist assoziierte Professorin für Staats- und Verwaltungsrecht mit besonderer Berücksichtigung des Gesundheitsrechts am Institut für öffentliches Recht der Universität Bern. Zudem ist sie Direktorin des Zentrums für Gesundheitsrecht und Management im Gesundheitswesen (MiG) der Universität Bern.

Ärzte sind auch in den USA verpflichtet, eine Opiatverschreibung zu stoppen, sobald sie den Verdacht haben, dass eine Abhängigkeit besteht. Wenn Süchtige nach einem solchen Verschreibungsstopp ohne Begleitung und Unterstützung auf der Gasse eine Alternative wie Fentanyl konsumieren, fallen sie durch das soziale Netz, werden stigmatisiert und von der Polizei verfolgt. Deshalb ist es sehr wichtig, dass es auch in der Schweiz Fachpersonen gibt, die genau analysieren, was in den USA passiert, und die sich fragen, ob wir eine ähnliche Situation haben und welche Ansätze für die Situation in der Schweiz angebracht sind.

Sie haben beide die Interdisziplinarität angesprochen, dass Suchtfragen aus vielen Blickwinkeln betrachtet werden müssen. Darum geht es wohl auch in der EKSΝ. Wie bringen Sie sich in der Kommission mit Ihrer Expertise ein?

Sprecher: Mit meinem Fachwissen, ich bin dort als Juristin tätig. Bei Diskussionen kann ich zum Beispiel aufzeigen, wo es aus juristischer Perspektive Grenzen gibt oder wie wir etwas juristisch abstützen können. Alle tragen mit ihrem Fachwissen zur Diskussion bei, man bleibt aber nicht nur in seiner eigenen angestammten Disziplin, sondern arbeitet gemeinsam an Lösungen.

Auer: Die jetzige Kommission ist ein Zusammenschluss aus drei Kommissionen, die sich separat mit Sucht, Alkohol und Tabakprävention beschäftigt haben und die alle über viele Jahre sehr viel Grundlagenarbeit geleistet haben. Jetzt in der neuen Kommission anerkennen alle, dass niemand nur auf «sein» Thema fokussieren soll – das entspricht mir sehr.

Wie meinen Sie das?

Auer: Ein Beispiel: Fachleute für sogenannte «harte» Drogen stellen fest, dass eine Kriminalisierung des Drogenmarkts zu grossen sozialen und gesundheitlichen Schäden führt. Sie suchen also nach Möglichkeiten, die Abgabe an Süchtige



Zur Person

Reto Auer

ist ausserordentlicher Professor und Leiter der Abteilung Substanzkonsum am Berner Institut für Hausarztmedizin (BIHAM) der Universität Bern. Zudem arbeitet er als Hausarzt in einer Gemeinschaftspraxis in Bern.

zu vereinfachen. Tabakpräventionsfachleute hingegen sehen den zu wenig regulierten Markt und das Marketing für Tabak als Problem. Sie würden nie mit der Tabakindustrie zusammenarbeiten und stattdessen versuchen, die Abgabe und Nachfrage einzuschränken. Fachleute mit solch unterschiedlichen Herangehensweisen haben einander also erst mal nicht verstanden. Das schätze ich am meisten an solchen Kommissionen: Man lernt voneinander.

Wie das?

Auer: Wenn es beispielsweise um Cannabis geht, merkt man gemeinsam, dass für Personen, die hochsüchtig sind oder einen problematischen Konsum haben, Lösungsansätze mit einer kontrollierten, legalen und begleiteten Abgabe das Richtige sein können. Also Lösungen, wie wir sie ähnlich von der regulierten Abgabe von Opioiden kennen. Gleichzeitig haben 80 Prozent keinen problematischen Konsum. Gemäss Stellungnahme der EKSJ wird empfohlen, Cannabis unter strikter Kontrolle zugänglich zu machen, aber nicht zu fördern. Denn: wenn man den Markt frei spielen lässt, damit der illegale Markt so schnell wie möglich verschwindet, mit billigem, überall erhältlichen Cannabis und Werbung, werden mehr Leute beginnen, Cannabis zu konsumieren. Das heisst, der Fokus soll gemäss EKSJ auf der öffentlichen Gesundheit und Sicherheit sein. Entsprechende Empfehlungen sind: keine Werbung, nicht-gewinnorientierter Verkauf ausschliesslich an Erwachsene, Verkaufsstellen regulieren. Also Lösungen, die von der Tabakprävention bekannt sind. Es geht immer darum, Wege zu finden, um soziale und gesundheitliche Schäden so gut wie möglich einzudämmen.

Sprecher: Wichtig zu betonen ist, dass eine Kommission wie die EKSJ keine Entscheidung trifft. Sie kann analysieren, informieren, beraten – aber letztlich ist es eine politische Entscheidung, wie mit diesen Substanzen umgegangen wird.

Die Regulierung von Suchtmitteln ist heute alles andere als logisch – beispielsweise ist Wein von der Alkoholsteuer ausgenommen. Braucht es ein kohärentes Regulierungsmodell für alle psychoaktiven Substanzen?

Sprecher: Das Ganze ist historisch gewachsen – nicht umsonst befassen wir uns auch mit Rechtsgeschichte. Regulierungen oder Gesetze entstehen nicht im Elfenbeinturm, kulturelle

«Mit der Abgabe von Cannabis in Apotheken testen wir jetzt bewusst ein sehr eingeschränktes Modell.»

Reto Auer

Vorstellungen und handfeste Interessen spielen eine grosse Rolle. Nehmen wir den Alkohol und seine ökonomischen Aspekte: es sind Arbeitsplätze damit verbunden, es ist eine Tradition, es geht um ein Schweizer Kulturgut. Das muss man berücksichtigen, wenn man ein Regulierungsmodell vorschlägt. Und selbst wenn ein Gesetzesentwurf über alle Substanzen hinweg einigermaßen kohärent wäre, käme es im politischen Prozess zu Anpassungen. Die Gesundheit ist nur ein Interesse unter vielen. Hier den Ausgleich zu finden, das ist die Arbeit der Politik.

Vielleicht können wir dies an einem aktuellen Beispiel diskutieren. Im Rahmen der SCRIPT-Studie starten nun erste Pilotversuche eines legalen Konsums von Cannabis.

Auer: Dieses Projekt an den Universitäten Bern und Luzern ist entstanden, weil verschiedene Städte, darunter Bern, ein Problem mit dem Cannabis hatten. Für die städtischen Behörden ist die Situation schwierig: Cannabis ist verboten, aber die Leute konsumieren und verkaufen es trotzdem – es ist nicht machbar, das Verbot durchzusetzen. Das heisst, dass es für manche Behörden eigentlich eine neue Gesetzgebung bräuchte. Pilotversuche erlauben uns als Forschenden, verschiedene Regulierungsmodelle zu prüfen. Auch dafür brauchte es eine Änderung des Betäubungsmittelgesetzes, den sogenannten Experimentierartikel.

Was passiert nun konkret?

Auer: Diesen Winter können sich Konsumentinnen und Konsumenten in den Städten Bern und Biel anmelden, später auch in Luzern. Nach einer ersten Visite kann die Hälfte der Leute in Apotheken Cannabis beziehen, die andere Hälfte wird der Kontrollgruppe zugeteilt, die noch sechs Monate warten muss. Nach sechs Monaten können wir somit die gesundheitlichen und sozialen Auswirkungen zwischen beiden Gruppen gründlich vergleichen und analysieren. Dann dürfen alle während zwei Jahren Cannabis beziehen. Einer der Schwerpunkte der Studie liegt darauf, dass die Leute mit dem Rauchen aufhören – also weder Joints noch Zigaretten rauchen.

Sie sollen das Cannabis gar nicht rauchen?

Auer: Nein. Wir haben in anderen Ländern gesehen, dass sich Vapes, also E-Joints, verbreiten. Das ist eine neue Konsumform, von der wir noch nicht viel wissen.

Warum sollen sie vom Rauchen wegkommen?

Auer: Studien von uns und anderen Forschenden zeigen, dass es eben nicht das Cannabis ist, das die Lunge zerstört und Herzkrankheiten auslöst, sondern in beiden Fällen der Tabak. Bisher war es für Personen, die Cannabis konsumieren, sehr schwierig, vom Tabak wegzukommen.

Sind die Leute, die an der Studie teilnehmen, offen für neue Konsumformen?

Auer: Grundsätzlich ja. Wir arbeiten mit einer Begleitgruppe, in der auch Cannabis-Konsumierende vertreten sind und ihre Perspektive einbringen. So hätte ich persönlich beispielsweise gedacht, Haschisch brauche es nicht, verschiedene Blüten mit unterschiedlichen Konzentrationen würden reichen – aber sie wollten unbedingt ein hochwertiges Cannabisharz im Angebot. Mit den Pilotversuchen haben wir jetzt die Möglichkeit, verschiedene Konsumformen und ihre Auswirkungen auszutesten. So ist geplant, Cannabis-E-Joints und Cannabis-Mundsprays anzubieten. Die Ergebnisse könnten für die Behörden hilfreich sein, wenn es darum geht, diese alternativen Konsumformen zu regulieren.

Warum dieses vorsichtige Vorgehen?

Auer: Weil man dann Anhaltspunkte hat, welche Auswirkungen zu erwarten sind. Dabei lernen wir auch von anderen Ländern. Im US-Bundesstaat Colorado beispielsweise gab es eine Volks-

abstimmung, und auf einmal sind Cannabisprodukte überall erhältlich, es wird Werbung gemacht – mit der möglichen Folge, dass der Konsum steigt und Kinder in der Notfallstation landen wegen Cannabis-Gummibärchen. In SCRIPT beziehen wir uns auf die Meinung der EKSJ und weiterer Organisationen, die den Ansatz «Start low, go slow» empfehlen.

Mit den Hanfshops, die um die Jahrtausendwende aufblühten, gab es in der Schweiz schon einmal eine Situation, die aus dem Ruder gelaufen ist.

Auer: Ja, und aktuell sieht man beim CBD-Markt, wie schnell neue Produkte lanciert und vermarktet werden. Mit der Abgabe von Cannabis in Apotheken testen wir jetzt bewusst ein sehr eingeschränktes Modell. Der Jugendschutz ist in der SCRIPT-Studie im Fokus und nicht unbedingt die Bekämpfung des illegalen Markts. Wenn man den illegalen Markt bekämpfen will, muss man eine Substanz überall verkaufen, Werbung erlauben und sie billig machen.

Das sind Zielkonflikte. Man kann also gar nicht alle Probleme mit einem Modell lösen?

Auer: Wir testen mit dem Fokus auf Gesundheit und Jugendschutz – andere Versuche haben einen anderen Ansatz. International gibt es verschiedene Modelle, die wir genau verfolgen. Wir hoffen, dass die Ergebnisse aus SCRIPT der Bevölkerung und der Politik eine Diskussionsgrundlage liefern werden, um zu entscheiden, welches die beste Lösung für die Schweiz ist.

Sprecher: Man muss sich bewusst sein, dass das eine enorme Entwicklung ist. Wenn wir zehn, fünfzehn Jahre zurückschauen, dann gab es nur das strikte Verbot. Etwas ins Rollen gebracht haben dann die Entwicklungen im Bereich des medizinischen Einsatzes von Cannabis. Das hat die Basis dafür geebnet, dass diese Versuche jetzt möglich sind. Auch die experimentelle Gesetzgebung ist für die Rechtswissenschaften relativ neu – und auch für das Parlament, das diesen Weg mit dem Experimentierartikel gegangen ist.

Auer: Gleichzeitig gibt es Stimmen, denen der Weg über Pilotprojekte viel zu lange geht. So haben die Kommissionen von National- und Ständerat der Parlamentarischen Initiative von Nationalrat Heinz Siegenthaler für eine «Regulierung des Cannabismarktes für einen besseren Jugend- und Konsumentenschutz» bereits zugestimmt.

Sprecher: Ja, die Gesetzgebung rollt bereits, bevor der Pilotversuch begonnen hat. Das ist die Schwierigkeit, dass die Prozesse parallel laufen, und wir aufpassen müssen, dass sie nicht gegeneinander laufen. Doch das lässt sich nur bedingt steuern.

Wie könnte es nun weitergehen? Könnte die historisch gewachsene, inkohärente Regulierung im Suchtbereich in bessere Lösungen münden?

Sprecher: Beim Cannabis sieht es im Moment danach aus. Man darf aber nicht vergessen, dass Cannabis eine von vielen Substanzen ist. Sucht ist unendlich breit. Von den ganzen Verhaltens-süchten – etwa im Bereich Social Media oder auch Kaufsucht – haben wir noch gar nicht gesprochen, das sind wieder andere Baustellen. Wir haben jetzt beim Cannabis gute Entwicklungen, aber wir haben ganz viele Bereiche, die von der Gesellschaft und der Politik gar nicht wahrgenommen werden. Wir sind nicht dabei, die Lösung der Suchtproblematik in der Gesellschaft zu finden.

Zum Abschluss: Wie gehen Sie persönlich mit dem Thema Rausch um, vielleicht auch mit Ihren Kindern? Was gilt bei Ihnen zu Hause in Bezug auf Rausch, auf potenziell süchtig machende Stoffe oder auch Medien?

Sprecher: Ich glaube, Rausch ist ein Teil des Lebens und in Bezug auf Kinder haben wir eine grosse Verantwortung. Es ist es wichtig, dass man sie aufklärt, und nicht einfach verbietet, das ist kontraproduktiv. Es gibt bereits für kleine Kinder gute Bücher. Als Eltern sollen wir Jugendliche eng begleiten, zuhören, nicht die Augen verschliessen, wach bleiben und für sie da sein.

Auer: Meine Kinder sind jetzt 5 und 8 Jahre alt. Es ist unsere Verantwortung als Erwachsene, der nächsten Generation ein Umfeld anzubieten, das problematischen Konsum nicht als normal und sogar «cool» deklariert, wie es in meiner Jugend beim Tabak der Fall war.

Kontakte:

Prof. Dr. Franziska Sprecher,
franziska.sprecher@unibe.ch

Prof. Dr. Reto Auer,
reto.auer@unibe.ch

Eine Frage an Livia Bühler

Warum suchen Menschen Geschwindigkeitsrausch?

Fotografie: zvg



Zur Person

Livia Bühler

ist Leiterin der Verkehrspsychologie in der Abteilung Verkehrsmedizin, -psychiatrie und -psychologie am Institut für Rechtsmedizin der Universität Bern. Sie führt hauptsächlich verkehrspsychologische Begutachtungen durch, bei denen die charakterliche oder kognitive Fahreignung abgeklärt wird.

Haben Sie ebenfalls eine Frage an die Wissenschaft? Stellen Sie sie uns bis am 8. Januar 2024 über unifokus@unibe.ch mit dem Stichwort «Frage an». Thematisch beschäftigt sich die nächste Ausgabe mit «Erschütterung».

Die Suche nach einem Geschwindigkeitsrausch beim Autofahren kann mit einem sogenannten «sensation seeking» in Zusammenhang stehen: dem Bedürfnis nach abwechslungsreichen, neuen und komplexen Eindrücken und der Bereitschaft, dafür physische und soziale Risiken in Kauf zu nehmen. Andere Theorien gehen davon aus, dass schnelles Fahren zur Bewältigung von persönlichen Konflikten dient, also dass man sozusagen vor sich selbst davonfährt.

Häufig suchen Männer diesen Rausch. Man(n) ist im Strassenverkehr zudem relativ anonym, und die Wahrscheinlichkeit, dass Regelverstösse entdeckt werden, ist ziemlich gering. Eine (vermeintlich) gute Gelegenheit für all jene also, die den Geschwindigkeitsrausch suchen und diesen ausleben möchten.

Aber Achtung: Überhöhte Geschwindigkeit kann teuer werden und führt irgendwann einmal zu einem Unfall – oder zu uns.

«Rauschzustände haben erste religiöse Gemeinschaften geformt»

In der Frühzeit der Menschheit halfen gemeinsame Rauschzustände, aus Einzelnen besser überlebensfähige Kollektive zu formen, sagt Jens Schlieter, der den Zusammenhang von Religion, Drogen und Rausch erforscht. Kann Rausch auch heute noch hilfreich sein?

Interview: Bettina Hägeli / Fotografie: Dres Hubacher

Wie kommt es, dass Sie sich als Religionswissenschaftler für Rauschmittel interessieren?

Jens Schlieter: Mein Interesse wurde durch Schilderungen von Nahtoderfahrungen geweckt. Viele Nahtoderfahrungen sind in Rauschzuständen gemacht worden. Bei seinem ersten Selbstversuch mit LSD hatte dessen Entdecker, der Schweizer Chemiker Albert Hofmann, den Eindruck, dass er in einem Zwischenbereich von Leben und Tod schwebte. Bei weiteren Versuchen ist er in tief beglückende Zustände gelangt, sodass er zeitlebens daran festgehalten hat, dass solche Zustände für interessierte, intellektuell ausgerichtete Menschen zu Zwecken der Selbster-

forschung oder aber auch der Psychotherapie erlaubt bleiben sollen. Das Faktum, dass das, was Menschen in Nahtoderfahrungen als Vision berichten, auch von Rauschzuständen durch Drogen berichtet wird, hat mich nach dem Zusammenhang zwischen Religion und psychoaktiven Substanzen forschen lassen.

Wie hängen denn Rauschzustände und religiöse Visionen zusammen?

Mich interessiert zunächst, ob Menschen, die ganz ohne religiöse Sozialisation sind, überhaupt Rauschvisionen haben, die spirituell bedeutsam sind. Kinder und Jugendliche, die in visionären Religionsgemeinschaften sozialisiert werden,

berichten, ohne psychoaktive Substanzen genommen zu haben, von emotional intensiven Erfahrungen des übersteigerten Glücks, von veränderten Wahrnehmungen oder davon, in einer Situation ganz aufzugehen. Ich gehe davon aus, dass spirituell ausgerichtete Menschen, die das als positiv in Erinnerung haben, später vermehrt psychoaktive Substanzen einsetzen könnten, um erneut zu diesen früher erlebten Zuständen zu gelangen. John C. Lilly, ein amerikanischer Mediziner und spiritueller Neoschamane, berichtet in seiner Autobiografie, dass er unter LSD an seine fromme katholische Jugend erinnert wurde und das Gefühl hatte, in einer Kirche niederzuknien, um sich

wie damals dem Göttlichen nahe zu fühlen. Für ihn waren die mystischen Erfahrungen seiner Jugend der Ausgangspunkt, um seine Rauscherfahrung einordnen zu können.

Wie lässt sich ein Rauscherlebnis von der Realität abgrenzen?

Über den Rausch ergeben sich spektakuläre Wirkungen wie veränderte Raum- und Zeitwahrnehmung, Halluzinationen und visionäre Täuschungen. In Abgrenzung dazu würde ich von einem Realitätsbegriff ausgehen, der Realität als das Übermächtige beschreibt, zu dem Menschen sich verhalten müssen. Der amerikanische Science-Fiction-Autor Philip K. Dick hat folgende Realitätsdefinition aufgestellt: «Realität ist das, was, wenn du aufhörst, daran zu glauben, trotzdem nicht weggeht.» Von der Wahrnehmung der Realität abweichende Zustände werden in der Differenz zum Alltagsbewusstsein definiert. In diesem sind wir darauf angewiesen, dass wir alle den Alltag auf eine ähnliche Weise empfinden, beispielsweise für die Koordination von Arbeitsprozessen, Verabredungen und so weiter.

Was bringt es einem Menschen, sein Alltagsbewusstsein zu verlassen?

Rauscherfahrungen werden als Mittel betrachtet, die in die Tiefendimension der Welt und der eigenen Person hineinführen. Zugleich wurden Rauschzustände seit Menschengedenken gesucht, um die oftmals übermächtig wirkende Realität auf Abstand zu halten. Gewisse religiöse Prozesse haben hier Ähnlichkeiten. Denn auch sie

streben nach einer Überwindung des Alltäglichen. Religion und Rausch können eine Sehnsucht artikulieren – einerseits, um in unbekannte Bereiche vorzustossen, und andererseits, um sich von durch Endlichkeit bestimmte Emotionen zu distanzieren.

Wie wirken sich kollektive Rauschzustände auf eine Gruppe aus?

Der französische Soziologe Emile Durkheim ging davon aus, dass das Rauscherleben wie ein kollektives Aufschäumen beschrieben werden kann. Rauschzustände führten in der Frühzeit dazu, dass eine Gemeinschaft ihre Wahrnehmung verlor, eine Ansammlung von einzelnen Menschen zu sein, und zu einem kollektiven Ganzen wurde. Im Ausleben

eines kollektiven Rauschs fühlt sich die Gemeinschaft emotional verbunden. Dies ist für die gemeinsame Identitätsbildung wichtig. Gemeinschaften, die das Vermögen, hat Durkheim in der Frühphase der Menschheitsentwicklung als besser überlebensfähig erachtet.

Hängt denn die Bildung religiöser Gemeinschaften mit dem visionären Rausch zusammen?

Menschen haben wohl immer schon psychoaktive Substanzen zu sich genommen. Man weiss von frühen Vorkommnissen des Genusses von Psilocybinpilzen und Peyotekakteen in Nordamerika. Auch in der Fauna kann man beobachten, dass sich Tiere, zum Beispiel Schimpansen in Guinea, an vergorenem Palmsaft berauschen.



Zur Person

Jens Schlieter

hat Philosophie, Vergleichende Religionswissenschaft, Tibetologie und Buddhismuskunde in Bonn und Wien studiert. Seit Juni 2009 ausserordentlicher Professor für systematische Religionswissenschaft an der Universität Bern. Er befasst sich unter anderem mit Ideengeschichte und Ethik des Buddhismus, Theorie der Religion sowie Theorie aussergewöhnlicher Erfahrungen.

Sollte die Hypothese stimmen, dass die Praktiken der Schamanen in der frühen Menschheitsgeschichte Eurasiens die ältesten greifbaren religiösen Praktiken darstellen, dann könnten auch hier schon Rauschmittel eine Rolle gespielt haben. Höhlenmalereien und anderes zeigen, dass Schamanisierende Seelenreisen unternommen haben. Die am Rausch Beteiligten glaubten, sich zum Beispiel in Vögel zu verwandeln, um in Kontakt mit positiven sowie negativen Mächten zu kommen, um letztlich Krankheiten von der Gemeinschaft abzuwenden. Oder um Einzelne zu heilen. Weil es in dieser Phase der Menschheitsentwicklung noch kein Verständnis von Alltagswelt, sondern nur eine einzige grosse Welt gab, war das Wunderhafte wie Bedrohliche des Rausches Ausdruck dieser Welt, zu der auch übermächtige Ereignisse wie etwa Erdbeben gehörten.

Welche frühesten Beschreibungen von Rauschzuständen gibt es als Quellen?

In der indischen Tradition wird Soma, zugleich ein Getränk und eine Gottheit, in den Gesängen des Rigveda beschrieben, der zu den ältesten Überlieferungen der indischen Tradition zählt. In diesen Gesängen werden offenkundig psychedelische Rauschzustände präzise beschrieben. In einem Gesang sagt eine berauschte Person, dass sie nach dem Genuss von Soma fliegt und sich ihre «Flügel ausbreiten, einer von ihnen berührt die Erde, der andere den Himmel». Dabei wird in der Beschreibung deutlich, dass man sich klar darüber war, dass diese Zustände in den dem Trunk zugeführten Substanzen

begründet liegen. Interessant daran ist, dass diese Wirkung in einem religiösen Zusammenhang steht. Der Soma-Trunk wird als das Göttliche verstanden, und sein ritueller Gebrauch bedeutet, dass man diese göttliche Stärke in sich aufnimmt.

wollen psychedelische Substanzen einsetzen, in der Hoffnung, dass beispielsweise blockierte traumatisierende Erfahrungen erneut durchlebt werden können, aber ohne die begleitende Emotionalität, sodass sich Zustände erreichen lassen, in denen Menschen unter kont-

«Rauschzustände wurden seit Menschengedenken gesucht, um die Realität auf Abstand zu halten.»

Jens Schlieter

Göttliche Stärke also als ein Ausdruck des Gefühls, berauscht zu sein?

Ja, neben den erwähnten Wirkungen ist ein sehr bedeutendes Moment psychoaktiver Substanzen, dass sich die Emotionalität verändert. Viele werden etwa sehr empfänglich für Musik, insbesondere für rhythmische Musik. Es ist wahrscheinlich, dass sich in der Frühphase der Religionsentwicklung die menschliche Emotionalität über die Rauschwirkung vertiefen konnte. Und dass diese entgrenzenden und die Vereinzelung aufhebenden Wirkungen massgeblich zur religiösen Weltsicht einer Gruppierung beigetragen haben. Auf die veränderte Emotionalität richtet sich auch die Aufmerksamkeit von heutigen Psychotherapeutinnen und -therapeuten. Sie

rollierter Substanzgabe in der Lage sind, Erinnerungen zu besprechen und zu wiederholen, ohne in eine Retraumatisierung zu verfallen.

Knüpft die begleitete Einnahme von LSD oder anderen Psychedelika in einer Psychotherapie an religiöse Vorstellungen an?

Viele religiöse oder philosophische Lehren verbinden mit Weisheit, sich selbst möglichst genau zu kennen. Dazu gehört, einen Blick wie von aussen auf sich zu werfen und in Erfahrung zu bringen, wie Wut oder Ärger entsteht. Wer die Entstehungsphase dieser Gefühle in sich genau beobachten kann, kann versuchen, diese Prozesse zu steuern. Und zwar zu einem Zeitpunkt, wo es noch möglich ist, negative Gefühle zu unter-

brechen, weil die allerersten Anzeichen in diesem Prozess sichtbar geworden sind. Dazu dient die subjektive Verlangsamung der Zeit, um möglichst automatisierte Antworten auf Prozesse zu vermeiden, in denen man nicht länger die Hoheit hat. In einem psychedelischen Rauschzustand können sich viele offenbar einer solchen intensiven Selbstbeobachtung widmen. Die Prozesse sind anscheinend so verlangsamt, dass die Entstehung von Gefühlen und von Wahrnehmungen besser beobachtet werden kann. In asiatischen Kultivierungspraktiken dienen bestimmte Meditationen diesem Zweck, aber substanzfrei.

Gibt es denn Religionen, die dem Rausch gar keine positive Wirkung zuschreiben?

Eine rauschkritische Tradition ist der Buddhismus mit fünf Geboten, an die sich jeder Laienbuddhist und erst recht Mönche und Nonnen halten müssen. Eines lautet, keine berausenden Getränke zu sich zu nehmen. Wobei im Buddhismus der tantrischen Tradition der Gebrauch von Rauschmitteln in kultischen Zusammenhängen gestattet worden ist. Im Islam wurde bereits in früherer Zeit ein Alkoholverbot ausgesprochen. Es gibt schon im Koran alkoholkritische Stellen, und andererseits Passagen, in denen Wein geschätzt wird. Alkohol galt aber zumeist als enthemmend und unrein, vor allem im Rahmen der Gebete. In der osmanischen Zeit wurden vermehrt Opium und Haschisch eingenommen. Gerade um eine Begegnung mit Gott oder dem Göttlichen hervorzurufen, sind im zeremoniellen Umgang oft solche psychoaktiven Substan-

zen eingesetzt worden, die im Gegensatz zu Alkohol das beobachtende Bewusstsein und das Erinnerungsvermögen weniger stark beeinträchtigen.

Warum ist im Christentum der Wein so präsent?

Wein wurde in der christlichen Religion schon früh mit geselligen Festen verbunden. Das erste Wunder von Jesus, Wasser in Wein zu verwandeln, geschah im Rahmen eines rauschenden Festes und besetzte damit indirekt auch Alkohol positiv. Ebenso die christliche Wandlungszeremonie mit Wein als Blut Christi zeugt hiervon. Seit der Frühzeit wurde der Wein in verschiedensten monotheistischen Traditionen hochgeschätzt, aber auch kritisch gesehen, als Aggressionen auflösend. In der christlichen Tradition waren asketisch ausgerichtete Kirchenväter oder die Reformatoren Luther und Zwingli kritisch eingestellt. Das Merkmal der Sucht oder Abhängigkeit galt interessanterweise jedoch nicht als entscheidend, vielleicht, weil sich der religiöse Umgang mit Alkohol im ritualisierten Gebrauch an Festtagszeiten klar vom Alltagsgebrauch unterschied und sich dadurch Abhängigkeiten seltener einstellten.

Könnten sich im Zusammenhang mit liberalisiertem Drogenkonsum erneut religiöse Gruppierungen bilden?

Aufgrund der voranschreitenden Individualisierung und Säkularisierung würde ich nicht davon ausgehen, dass heutzutage Rauschmittel und Rauschzustände im Kern neuer Gemeinschaftsbildungen stehen. Denn die Individualisierung in der Gesellschaft ist zu weit vor-

angeschritten, und wir wissen von der pharmakologischen Forschung psychoaktiver Substanzen, dass Rauschwirkungen unterschiedlich ausfallen, wahrscheinlich viel unterschiedlicher als in der Frühzeit.

Lässt sich das noch ein wenig ausführen?

Rauschwirkungen sind im gesteigerten Individualismus so unterschiedlich, dass eine Vergemeinschaftung allein um den Rauschmittelgenuss herum nicht mehr möglich scheint. Es ist viel wahrscheinlicher, dass Rausch zunehmend für didaktische oder explorative Zwecke eingesetzt wird, in Gemeinschaften, die schon bestehen. Aber die Wirkung eines Rausches ist in unserer Gesellschaft eher als zentrifugal zu sehen, auch als betäubend und vereinzelt, wie in der Opioidkrise in den USA. Und nicht als bündelnd wie noch in der Frühzeit. Schon seit den 1960er-Jahren suchen Menschen über den psychedelischen Rausch nach Einsichten in und über ihr Selbst oder um zu ästhetischer, künstlerischer Inspiration oder intensivem Glücksempfinden zu gelangen. Dieser Wunsch nach Rausch ist in westlichen Gesellschaften damit eher als Ausdruck einer Suche nach individuellen Lebensformen zu verstehen – oder eben jüngst auch in therapeutischer Begleitung als Mittel zur Wiederherstellung der psychischen Gesundheit.

Kontakt:

Prof. Dr. Jens Schlieter
jens.schlieter@uni-be.ch

Im Fokus

Rauschmittelkonsum weltweit

Trotz sinkender Tendenz konsumieren laut WHO weltweit noch immer 3,6 Milliarden Menschen Alkohol oder Tabak. Immer mehr Personen nehmen laut UNO dagegen übrige Rauschmittel zu sich – zuletzt 296 Millionen.

Text: Arian Bastani / Illustration: Hahn+Zimmermann



Ecstasy

20 Mio.

Die «Partypille» besteht vorwiegend aus MDMA und ist damit mit den Amphetaminen verwandt.

Alkohol

2300 Mio. Konsumierende

In Europa ist der durchschnittliche Pro-Kopf-Konsum mit umgerechnet rund zwei Gläsern Wein pro Tag am höchsten.



Amphetamine

36 Mio.

Dazu zählen «Speed» und auch das «Crystal-Meth». Wird etwa in der Techno-Szene konsumiert, auch um länger tanzen zu können.

Halluzinogene

Verschiedene Substanzen, die Halluzinationen auslösen, etwa LSD oder Psilocybin in «Magic Mushrooms». Keine Zahlen verfügbar.



Quellen: WHO (Alkohol und Tabak), UNO (weitere Substanzen). Die Informationen in dieser Übersicht sind unvollständig. Weiterführendes finden Sie in den übrigen Beiträgen dieses Magazins oder in Publikationen der WHO, der UNO und des BAG.

Cannabis

219 Mio.

Neben Marihuana, den getrockneten Blütenständen der Cannabispflanze und Haschisch, dem getrockneten Harz, werden derzeit vermehrt Syntheseprodukte aus Cannabidiol (CBD) konsumiert.



Kokain

22 Mio.

Wird aus Blättern des Coca-Strauchs extrahiert und meist als Kokainhydrochlorid – weisses Pulver –, oder in Form des weiterverarbeiteten Cracks konsumiert.



Opiate

92 Mio.

Können aus dem Milchsaft von Schlafmohn produziert (Opium, Morphin, Heroin) oder rein chemisch (Fentanyl, Methadon) hergestellt werden. Etwa zwei Drittel der Konsumierenden nehmen Opiate als zweckentfremdete Arzneimittel zu sich.

Nikotin

1300 Mio.

Etwa 80 Prozent der Tabakkonsumierenden leben in Ländern mit niedrigem und mittlerem Einkommen.





Fotografie: Aus Nachlass Albert Hofmann, IMG UniBE

Mutterkornanbau: Impfmaschine in Roggenfeld, ca. 1970er-Jahre.

Medizingeschichte

Ackern für LSD – Mutterkorn- produktion im Hinterland

LSD erzählt nicht nur von Hippies und Selbsterfahrungstrips, sondern auch von Bäuerinnen und Bauern, die im Emmental auf ihren Feldern Mutterkorn für die Basler Chemie produzierten. Der Anbau des LSD-Ausgangsstoffs veränderte auch die bäuerliche Welt fundamental.

Text: Beat Bächli

Die Bauern im vorindustriellen Europa lebten in einem Zustand fast permanenter Halluzination, betäubt durch ihren Hunger oder durch mit halluzinogenen Stoffen gepanschtes Brot. Die vom Mutterkorn ausgelösten Halluzinationen waren also alles andere als absichtlich hervorgerufen worden. Vor allem das von den ärmeren Bevölkerungsschichten verzehrte Roggenbrot war häufig mit Mutterkorn verseucht. Mutterkorn (*Claviceps purpurea*) ist ein Pilz, der als Parasit vorzugsweise auf Roggen wächst.

Brot, das aus mit Mutterkorn befallenem Roggen hergestellt wurde, führte zu Epidemien, ausgelöst von einer Krankheit, die als Antoniusfeuer bekannt war. Zu den Symptomen gehören Krampfanfälle, Hautläsionen, psychotische Störungen und eine trockene Gangrän, die dazu führen kann, dass Finger oder Zehen ihr Gefühl verlieren und abfaulen.

Vom Gift zum Medikament

Während Jahrhunderten taten deshalb die Landwirte ihr Bestes, um den geernteten Roggen vom Mutterkorn zu befreien sowie das Wachstum des Mutterkorns zu unterdrücken, etwa durch die Züchtung von Roggensorten, die weniger anfällig für Mutterkornbefall waren. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde Mutterkorn dann von einem Gift zu einem Medikament. Es wurde nun vor allem in der Geburtshilfe eingesetzt. Führend auf diesem Gebiet war seit den 1920er-Jahren das Basler Chemie- und Pharmaunternehmen Sandoz. Da Mutterkorn Gebärmutterkontraktionen auslöst, wurde es eingesetzt, um Nachgeburtsblutungen zu stoppen, die Geburt zu beschleunigen oder Schwangerschaftsabbrüche auszulösen. Daher wohl auch der Name Mutterkorn. Eine weitere

gängige Dialektbezeichnung für Mutterkorn war «Wolfszähne».

Mit der medizinischen Verwendung wurden nun die den Roggen befallenden Wolfszähne von den Bauern gesammelt und nach Basel an Sandoz geliefert, die es zu medizinischen Präparaten verarbeitete. Der grösste Teil dieses natürlich gewachsenen Mutterkorns stammte aus dem Emmental, wo es im relativ feuchten Klima den Roggen infizierte.

Anbauschlacht für die Pharmafirma Sandoz

Mutterkorn wurde somit ein knappes und teures Gut. Deshalb begann Sandoz 1939, Mutterkorn auf den Feldern der Bauern in



Fotografie: zvg

Zur Person

Beat Bächi

forscht gegenwärtig in einem vom SNF geförderten Projekt zu «Nutztieren im Anthropozän» an der Universität Zürich. Zuvor war er am Institut für Medizingeschichte der Universität Bern tätig, wo der Nachlass von Albert Hofmann der Forschung zugänglich gemacht wird und sein Buch «LSD auf dem Land. Produktion und kollektive Wirkung psychotroper Stoffe» (Konstanz University Press 2020) entstanden ist.

industriellem Masstab anzubauen. Die künstliche Herstellung von Mutterkorn beruhte darauf, dass die blühenden Roggenähren mit einer durch In-vitro-Kultur gewonnenen Sporensuspension infiziert wurden. Das heisst, der von Sandoz hergestellte Impfstoff wurde über Nadeln – sei es durch eine spezielle «Pistole», Brettchen oder später durch eine mit 16 000 Nadeln bestückte Impfmachine – in die Roggenähren gespritzt, und später wurden die Mutterkörner von Hand mit einem sogenannten Segel oder später mit Erntemaschinen gelesen.

Diese Mutterkornkampagne kontrastiert scharf mit dem kollektiven Gedächtnis der Schweiz, in dem der Zweite Weltkrieg als die Zeit der Anbauschlacht in Erinnerung ist. Denn der Mutterkornanbau machte grosse Mengen Roggen für den Menschen ungegeniessbar. Als Brotgetreide ist Mutterkornroggen nicht mehr verwendbar, und er eignet sich auch bloss eingeschränkt als Futtermittel. Was den Behörden die Bewilligung erleichterte, war seine volkswirtschaftliche Bedeutung: Sandoz bezahlte den Bauern bereits während der Kriegsjahre mehrere Millionen Franken für den Mutterkornanbau, und zahlreiche Arbeitslose fanden in

schwierigen Zeiten Beschäftigung. In der Folge sollte sich der Mutterkornanbau zum volkswirtschaftlich bedeutsamsten Arzneimittelanbau der Schweizer Geschichte mausern.

Patentrechte und Pestizide

Da Sandoz auch einen Bauernhof in der Klus in Baselland besass, beschäftigte sich das Unternehmen auch gleich selbst mit der Roggenzucht. Die Arbeit, die schliesslich zu einer neuen, für den Mutterkornbefall besonders anfälligen Roggensorte führte, war enorm. So mussten für den neu gezüchteten, tetraploiden Kluser Roggen nur schon aus 50 000 Roggenpflanzen die fünf vielversprechendsten «Elitepflanzen» für die weitere Züchtung ausgewählt werden.

Diesen enormen Aufwand wollte Sandoz durch neuartige Eigentumsrechte absichern. So informierte Sandoz Mitte der 1950er-Jahre die von ihr mit Kluser Roggen belieferten Landwirte, dass sie den von Sandoz gezüchteten Roggen nicht für eigene Zwecke verwenden und das Saatgut auch nicht behalten, wiederverwenden oder verkaufen dürften. Insofern versuchte Sandoz, seinem Mutterkornroggen gleichsam neu Eigentumsrechte einzupflanzen. Auch wenn es bis Ende der 1970er-Jahre in der Schweiz keine Eigentumsrechte an lebenden Organismen geben sollte, so wurden bei der Züchtung und dem Anbau landwirtschaftlicher Nutzpflanzen private Eigentumsrechte zusehends höher gewichtet als die bäuerlichen Nutzungsrechte.

Der von Sandoz gezüchtete Kluser Roggen erforderte als Kunstsorte im Vergleich zu den bis dahin gebräuchlichen Land- und Zuchtsorten eine wesentlich intensivere Düngung und einheitlichere Produktionsbedingungen. Er war

Die «Wolfszähne» wurden von den Bauern gesammelt und nach Basel an Sandoz geliefert.

auch anfälliger für andere Parasiten und Schädlinge als Mutterkorn, und sein Anbau verlangte deshalb nach neuen Pflanzenschutzmitteln – ein weiteres Geschäftsfeld von Sandoz.

Die Mutterkornproduktion war nicht nur wichtig für die Geschichte der Pflanzenzucht (später sollte aus Sandoz die Firma Syngenta hervorgehen), sondern auch für die traditionelle Biotechnologie. Denn die Mutterkornalkaloide konnten schliesslich durch Fermentation in Bioreaktoren hergestellt werden – nachdem Sandoz extra für diesen Zweck eine ehemalige Bierbrauerei gekauft hatte. Deshalb wurde der Mutterkornanbau auf den Feldern der Schweizer Bauern 1976 ziemlich abrupt gestoppt. Sandoz bedankte sich bei den Bäuerinnen und Bauern mit einem Goldvreneli.

LSD und die Technisierung der Landwirtschaft

Als LSD-Entdecker Albert Hofmann 1938 bei Sandoz zum ersten Mal aus Mutterkorn LSD-25 synthetisiert hatte, war eine kleine Menge für Tierversuche verwendet worden. Da es am Uterus von Kaninchen, dem damaligen Standardmodell für Mutterkornversuche, keine besonderen gefässverengenden Eigenschaften zeigte, drohte diese Substanz in Vergessenheit zu geraten. Es war wohl vor allem dem Anbau von Mutterkorn in industriellem Massstab geschuldet, dass Hofmann die Versuche mit dieser Substanz 1943 wieder aufnahm. Sein dokumentierter Selbstversuch ging als erster LSD-Trip in die Geschichte ein. Aber auch für seine Sicht auf sein dem Mutterkorn entsprungenes «Sorgenkind» LSD waren die neuen landwirtschaftlichen Produktionsweisen nicht unerheblich. Die seit Ende der 1960er-Jahre insbesondere

Flower-Power und Biotech haben gar nicht so unterschiedliche Wurzeln.

über die USA schwappende Drogenwelle wurde von Hofmann selbst rückblickend als Folge von Materialismus, Naturentfremdung und der Technisierung der Landwirtschaft zu erklären versucht. So meinte er: «Es ist kein Zufall, dass LSD zuerst in den USA als Rauschdroge in Umlauf kam, in dem Land, in dem Industrialisierung, Technisierung auch der Landwirtschaft und Verstädterung am weitesten fortgeschritten sind.» Dass gerade der Mutterkornanbau in der Schweiz entscheidend zu eben dieser Chemisierung und Technisierung beigetragen hatte, schien ihm entgangen zu sein.

Wenn man berücksichtigt, wie der Ausgangsstoff für die LSD-Produktion angebaut wurde, ist LSD gerade keine Antithese zum grassierenden Materialismus und zur Technisierung der Landwirtschaft – sondern selbst ein aktives Element dieser Transformationsprozesse. So gesehen haben Flower-Power und Biotech gar nicht so unterschiedliche Wurzeln.

Kontakt:

Dr. Beat Bächli

beat.baechli@uzh.ch

Eine Frage an Juri Auderset

Was unterscheidet Medikamente von Drogen?

Fotografie: Dres Hubacher



Zur Person

Juri Auderset

ist Assistenzdozent für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts am Historischen Institut der Universität Bern. Zu seinen Arbeits- und Forschungsschwerpunkten gehören die Geschichte der Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Begriffsgeschichte und Intellectual History, die Geschichte der Rausch- und Genussmittel und die Geschichte der Landwirtschaft im Industriekapitalismus.

Haben Sie ebenfalls eine Frage an die Wissenschaft? Stellen Sie sie uns bis am 8. Januar 2024 über unifokus@unibe.ch mit dem Stichwort «Frage an». Thematisch beschäftigt sich die nächste Ausgabe mit «Erschütterung».

Die Grenze zwischen Medikamenten und Drogen ist unscharf. Das liegt an den vielseitigen Einsatzmöglichkeiten der Stoffe selbst, aber auch an den kulturell variablen und historisch wandelbaren Umgangsformen mit ihnen. Bevor etwa Amphetamine zu einer «Partydroge» wurden, kamen sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Medikamente gegen Müdigkeit und Konzentrationsstörungen zum Einsatz.

Heroin wurde zunächst als äusserst potentes Schmerzmittel vertrieben, bevor es ab den 1970er-Jahren zur hauptverantwortlichen Substanz für Drogentote wurde. LSD war in den 1960er-Jahren noch die psychedelische Wunderdroge der Gegenkultur, die dann in den meisten westlichen Ländern rasch verboten wurde. Heute erfährt LSD eine Renaissance als Medikament gegen Depressionen und posttraumatische Belastungsstörungen. In jedem Medikament schlummert also das Potenzial, zur Droge zu werden – und umgekehrt.

Das weltweit erste Fixerstübli entstand mehr aus Zufall

Mitte der Achtzigerjahre kam es in der Drogenpolitik zu einem Umdenken: Statt auf Repression begann man zunehmend auf Überlebenshilfe zu fokussieren – auch angesichts von Aids. Mit der Folge, dass in der Stadt Bern vor 37 Jahren das weltweit erste Fixerstübli entstand.

Text: Michael Gasser / Fotografie: Robert Hämmig

Am 17. Juni 1986 wurde an der Berner Münstergasse 12 das weltweit erste Fixerstübli eröffnet – mit durchschlagendem Erfolg. Das innovative, staatlich tolerierte und von der öffentlichen Hand finanzierte Angebot fand nicht nur rasch Nachahmer in Basel und Zürich, sondern auch zunehmend internationale Beachtung – von Deutschland über Kanada bis nach Australien.

Für einmal die Schnellsten

20 Jahre später resümierte Fixerstübli-Mitgründer Hans Peter Wermuth im «Bieler Tagblatt», dass bis 1986 nur jenen geholfen worden sei, die angaben, mit dem Fixen aufhören zu wollen. «Mit dem abstinenzorientierten Vorgehen haben wir jedoch viele Süchtige nicht erreicht», so der frühere Gassenarbeiter. «Was wir taten, war Pionierarbeit. Für einmal waren die Berner die Schnellsten.» Und das zu einer Zeit, zu der man anderswo in der Schweiz unverändert propagierte, dass Beratung, stationärer Entzug und Entwöhnung in einer therapeutischen Gemeinschaft der einzig anerkannte Ausstieg aus den Drogen seien.

Mitte der Achtzigerjahre verschob sich die Zürcher Drogenszene auf den Platzspitz neben dem Landesmuseum und machte als «Needle Park» global von sich reden. Und auch auf der Berner Münsterplattform formierte sich eine offene Drogenszene. Mit 50 bis 100 Menschen war sie «eher klein und die Verelendung noch nicht so gross. Richtig gewachsen sind die Szenen erst später – auf dem Schänzli und im Kocherpark», erinnert sich Robert Hämmig, der 1984 von der sozialpsychiatrischen Universitätsklinik angestellt wurde und in diesem Rahmen bei Contact, der Berner Stiftung für Suchthilfe, als Assistenzarzt arbeitete. «Auf der Strasse hatte meine Anbindung an die Universitätsklinik kaum einen Effekt», sagt Hämmig, «aber sie trug dazu dabei, die Ideen der Berner Drogenarbeit international zu verbreiten, zum Beispiel auf Konferenzen.»

Die Situation verschärft sich

Seit der Revision des Betäubungsmittelgesetzes von 1975 stand der Drogenkonsum schweizweit unter Strafe. Die Politik kannte lange nur eine Antwort auf die Problematik: Repression. In den



Toilettenanlagen der sogenannten Milchbar auf der Kleinen Schanze zur Zeit der offenen Drogenszene.



Im Fixerstübli – hier an der Nägeligasse.

Achtzigerjahren verschärfte sich die bereits desolate Situation auf der Gasse durch das Aufkommen von Aids. «Die Drogenabhängigen sind reihenweise an der Krankheit gestorben», erzählt Hämmig, der von sich sagt, dass er ein Herz für Süchtige habe. In Holland habe man zu dieser Zeit bereits realisiert, dass HIV über Blut übertragen werde. «Somit war eigentlich klar, dass man eine Spritzenabgabe machen müsste, die in Zürich allerdings verboten gewesen war mit dem Argument, dass diese den Drogenkonsum fördert.»

Die Berner Fachleute liessen sich davon nicht entmutigen und fragten beim Kantonsarzt und beim Kantonsapotheker nach, ob im Kanton Bern ein Verbot hinsichtlich einer Spritzenabgabe existiere. «Weil es keinen derartigen Passus im Gesetz gab, sagte man uns, dass wir Spritzen abgeben können», erinnert sich Hämmig: «Dies unter der Auflage, es nicht an die grosse Glocke zu hängen.» In der Folge sei die erste Spritzenabgabe im Kanton Bern 1985 auf

der Jugendberatung Oberaargau (JBO) in Langenthal erfolgt – durch die Drogenhilfe. Die Stadt Bern folgte wenig später.

Die Bevölkerung hat genug

In der 2013 erschienenen Masterarbeit von Judith Wietlisbach mit dem Titel «Die Geschichte des Berner Fixerstübli – Entwicklungstendenzen von Ende der 1970er Jahre bis 1994» beschrieb Marc Wehrli, ehemaliger Präsident der Stiftung Contact, die Situation der Drogenabhängigen wie folgt: «Wer nicht aus der Drogenszene aussteigen wollte, hatte Beizenverbot, durfte sich nirgends drinnen aufhalten und sich auch nicht draussen zusammentun, verlor seine Arbeit und hatte mit Beschaffungskriminalität zu kämpfen.» Aus dieser Erkenntnis heraus sei die Anlaufstelle entstanden, die, so Wehrli, eigentlich nur als Aufenthaltsort für Fixerinnen und Fixer dienen sollte.

Manche Berner Beizer hätten damals ihre Kaffeelöffel durchbohrt, erinnert sich Hämmig, um zu verhindern, dass mit ihnen Substanzen aufge-

kocht werden. Trotz allen Massnahmen hielten sich viele Drogenabhängige in den Toiletten der Berner Restaurants auf. Umso mehr, als im November 1985 der Berner Gemeinderat die Schliessung der Münsterplattform verfügte – offiziell wegen Reparaturarbeiten – und so deren offene Drogenszene vertrieb.

Der Entscheid führte zu heftiger Kritik, wie Julia Wietlisbach in ihrer Masterarbeit beschreibt: Anwohnende deckten den Berner Gemeinderat mit Beschwerdebriefen ein, da sich die offene Drogenszene erst in die Münster- und Herrengasse und dann auf die Kleine Schanze verschoben hatte.

Dass ein Fixerstübli nicht nur eine Antwort auf die zunehmende Verelendung der Szene, sondern auch auf die Beschwerden der Anwohnenden sein kann, wusste damals allerdings noch niemand. Laut Robert Hämmig – dessen Aufgabe es in erster Linie war, die Klientinnen und Klienten von Contact psychiatrisch zu versorgen – entstand das Fixerstübli mehr aus Zufall. Den Raum zu betreiben, habe ein abteilungsübergreifendes Projekt der Stiftung Contact dargestellt: «Beteiligt waren unter anderem die Beratungsstelle, an der ich angesiedelt war, die Gassenarbeit und die Präventionsstelle.» Als der Raum an der Münstergasse 12 am 17. Juni 1986 eröffnet wurde, sei unklar gewesen, ob dieser überhaupt von Drogenabhängigen genutzt werden würde, blickt Hämmig zurück. «Doch nach und nach tauchten sie auf, packten ihre Siebensachen aus, setzten sich vor den Augen des anwesenden Sozialarbeiters ihre Spritze – was so nicht vorgesehen war – und gingen wieder ihrer Wege. Somit war unversehens das Berner Fixerstübli gegründet.»

Eine Tatsache, die sich rasch herumgesprochen habe. «Mit der Konsequenz, dass mehr und mehr Leute an die Münstergasse strömten.» Alle am Projekt Beteiligten hätten im Fixerstübli Dienste übernommen und kamen so in Kontakt mit den Nutzerinnen und Nutzern, rekapituliert Hämmig. «Ich selbst zum Beispiel habe Dutzende von Abszessen aufgeschnitten.»

Bei 1000 Überdosierungen keine Toten

Die Berner Justiz war dem Fixerstübli wohlgesinnt: Im Juli 1988 liess der damalige Berner Generalprokurator (Oberstaatsanwalt) verlauten, das Angebot sei legal, solange dort keinerlei Handel von Betäubungsmitteln stattfindet und die Stiftung Contact eine ständige soziale und

medizinische Betreuung gewährleiste. Ein Rechtsgutachten stützte den Beschluss. Zum Angebot des Fixerstübli gehörten saubere Spritzen, Präservative, eine medizinische Grundversorgung und die Überwachung des Konsums. In diesem Rahmen sei es gemäss Hämmig in über 30 Jahren zu keiner Überdosierung mit Todesfolge gekommen: «Im Fixerstübli, aber auch im Kocherpark haben wir uns um rund 1000 Überdosierungen gekümmert und die Betroffenen beatmet.»

Methadontherapie und Heroinabgabe

1994 wurde die Kontakt- und Anlaufstelle Murtenstrasse zum Methadon-Therapiezentrum (MeTz) umgenutzt, um politisch die Heroinabgabe (KODA) zu unterstützen. «Dadurch wollte man erreichen, dass die Heroinverschreibung bei der Bevölkerung auf grössere Akzeptanz stösst», sagt Hämmig zu den Beweggründen. Somit habe sich die Substitutionstherapie massiv ausweiten lassen. Im Rahmen des seit 2008 gesetzlich verankerten Viersäulenmodells der Schweizer Drogenpolitik, das Prävention, Therapie, Schadensminderung und weiterhin Repression («Regulierung und Vollzug») umfasst, begann die Stiftung Contact, auch vermehrt mit der Berner Polizei zusammenzuarbeiten.

«Seither hat sich das Ganze weiter beruhigt. Heute regt man sich über die Kontakt- und Anlaufstelle nicht mehr auf», bilanziert Hämmig. Zur aktuellen Berner Drogenszene sagt der Experte: «Im Moment ist die Lage ruhig. Vorgänge wie in Zürich oder Genf, wo der Drogenkonsum im öffentlichen Raum stark zugenommen hat, verzeichnen wir derzeit nicht. Natürlich wird bei uns ebenfalls Kokain beziehungsweise Crack geraucht, aber das ist schon seit Jahren so.»



Kontakte:

Dr. Robert Hämmig, robert.haemmig@hin.ch

Julia Wietlisbach, jvw@hispeed.ch

Atmen Sie durch!

Von all den Beiträgen zum Thema Rausch fühlen Sie sich womöglich selbst etwas berauscht. Halten Sie kurz inne – und regen Sie Ihren Körper mit zwei Atemübungen auf natürliche Weise dazu an, in einen Zustand der Entspannung und Konzentration zu treten.

Die bewusste Atmung ist eine sehr effektive Methode, um unseren «ängstlichen Teil» des Nervensystems – den Sympathikus – zu beruhigen und zu regulieren. Insbesondere tiefes Atmen und langes Ausatmen signalisieren ihm, dass wir in Sicherheit sind und nicht kämpfen, fliehen oder erstarren müssen.

Text: Barbara Studer

Fotografie: zvg



Zur Person

Barbara Studer

ist Neurowissenschaftlerin und Lehrbeauftragte in der Abteilung für Gesundheitspsychologie und Verhaltensmedizin der Universität Bern. Ausserdem ist sie Mitgründerin und CEO von *Hirncoach*, einem Uni-Spin-off, welches wissenschaftlich fundierte Methoden zur Förderung der mentalen Fitness und Gesundheit vermittelt.

Übung 1

Die 4×4-Atmung

dient dazu, den Herzschlag zu verlangsamen und den Geist zu beruhigen:

Einatmen (4 Sekunden)

Atmen Sie langsam und gleichmässig durch die Nase ein, während Sie bis vier zählen.

Atem anhalten (4 Sekunden)

Halten Sie den Atem für die gleiche Dauer an, zählen Sie also wieder bis vier.

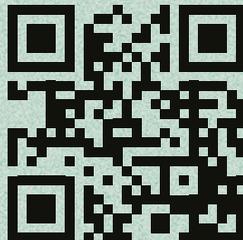
Ausatmen (4 Sekunden)

Atmen Sie ruhig und gleichmässig durch den Mund aus, während Sie wieder bis vier zählen.

Atem anhalten (4 Sekunden)

Halten Sie den Atem erneut für die gleiche Dauer an, bevor Sie mit der nächsten Einatmung beginnen.

Wiederholen Sie diese Abfolge mehrmals, bis Sie sich entspannter und ruhiger fühlen.



www.hirncoach.ch

Übung 2

Die Atmung durch gepresste Lippen

trägt dazu bei, den Körper zu beruhigen und den Stress abzubauen.

Setzen Sie sich dafür in eine bequeme Position mit aufrechter Haltung, oder legen Sie sich flach auf den Rücken.

Achtsame Bauchatmung

Atmen Sie mehrmals langsam ein und aus. Legen Sie dabei die Hand auf den Bauch und achten Sie darauf, dass Sie tief in den Bauch atmen. Die Bauchdecke sollte sich jeweils anheben.

Gepresste Lippen

Pressen Sie Ihre Lippen leicht zusammen – so, als würden Sie eine Kerze auspusten wollen.

Langsames Ausatmen

Lassen Sie die Luft langsam durch die gepressten Lippen entweichen. Zählen Sie dabei bis vier oder sechs.

Tiefes Einatmen

Atmen Sie anschliessend ruhig und tief durch die Nase ein, wiederum bis vier oder sechs zählend. Konzentrieren Sie sich darauf, wie sich die Luft in Ihre Lungen ausdehnt.

Möchten Sie nicht bis zum nächsten uniFOKUS warten?

Wir haben online weitere spannende multimediale Inhalte für Sie:

Faktencheck zum Mikrobiom

Welchen Einfluss hat das Darm-Mikrobiom auf uns? Und wie können wir darauf einwirken?

Maria Luisa Balmer und Melanie Scalise vom Universitätsspital Bern geben Auskunft.



Sprechen wir über Abfall!

Kann Sprechen über Abfall das Bewusstsein und den Umgang damit nachhaltig verändern?

Wie sich aus einem Englisch-Seminar ein innovatives Forschungsprojekt entwickelte.



Tierforschung im Hofgut

Kommen Sie mit uns an die aussergewöhnlichsten Orte der Uni Bern. Erster Halt: das Hasli.

Ein Blick hinter die Kulissen der Forschungsstation der etwas anderen Art.



www.uniaktuell.unibe.ch

Vom Space Race zum Goldrausch im Weltall?

In der Raumfahrt herrscht eine Aufbruchstimmung, die an die Zeit der Apollo-Mondlandungen erinnert. Die USA, China und Indien, aber auch Private wie Elon Musk haben sich zum Ziel gesetzt, zum Mond zurückzukehren und weiter ins All vorzudringen. Geht bald die Jagd nach Rohstoffen im All los?

Text: Guido Schwarz

Wäre es Ende der 1960er-Jahre nach den Managern der amerikanischen Fluggesellschaft Pan Am gegangen, so würden heute touristische Flüge zum Mond zum Alltag gehören. Potenzielle Kunden hätte die Gesellschaft genug gehabt: Zwischen 1968 und 1971 hat Pan Am über 90 000 Member Cards des First Moon Flights Club ausgestellt, einer Warteliste für Flüge zum Mond.

Seither ist viel passiert. Oder eben nicht. Am 14. Dezember 1972 hat der Apollo-17-Kommandant Gene Cernan als letzter Mensch den Mond verlassen. Wenige Jahre darauf war die Welt-

raumeuphorie verfliegen. 1991 stellte Pan Am den Betrieb ein. Und bislang ist kein Mensch als Tourist zum Mond geflogen.

Doch seit einigen Jahren ist das Weltraumfieber zurück. «Es gibt wieder ein Space Race, hauptsächlich zwischen China und den USA. Man will wieder auf den Mond und weiter zum Mars», sagt Peter Wurz, Direktor des Physikalischen Instituts der Universität Bern. «Die Chinesen haben mit ihren Chang'e-Mondmissionen mehrere «Firsts» wie die Landung eines Rovers auf der erdabgewandten Seite des Mondes geschafft», so Wurz. «Das sind Dinge, die die Amerikaner nicht gemacht haben. Und das beunruhigt sie natürlich.»

Valentin Bickel, Fellow für Planetare Geomorphologie am Center for Space and Habitability an der Universität Bern, doppelt nach: «Erst kürzlich sind die Inder mit Chandrayaan-3 in der Nähe des Mond Südpols gelandet. Der Lander hat einmal abgehoben und wieder aufgesetzt – wenn auch nur kurz. Über den Südpol zu hüpfen, war etwas, das eigentlich die NASA demonstrieren wollte. Das macht Druck.»

Für Audrey Vorburger, Astrophysikerin an der Universität Bern, ist schlicht die Zeit reif. «Die Generation, die das erste Space Race erlebt hat, ist inzwischen älter. Die junge Generation hat neuen Elan und will zurück in die glorreiche Zeit der Exploration», sagt Vorburger. Unterstützt werde dies durch die grossen technischen Fortschritte. «Vieles war früher schlichtweg technisch nicht möglich oder viel zu teuer.»

Jung, dynamisch, risikofreudig

Einer, der zur technischen Entwicklung und zu den sinkenden Preisen beigetragen hat, ist der Unternehmer Elon Musk. Als Musk 2002 SpaceX

gründete, lag die Zahl der jährlichen Orbitalstarts bei 65. 2022 waren es 186. Und Mitte Oktober 2023 waren es bereits wieder 165, wobei rund die Hälfte auf das Konto von SpaceX geht, gefolgt von China mit etwa halb so vielen Starts. «Der Zugang zum Weltraum ist dank grossen Raketen, die weit fliegen oder sehr grosse Nutzlasten in den Orbit bringen können, merklich billiger geworden», sagt Peter Wurz. «Die Start-ups kommen mit neuen, vielleicht auch vorrückten Ideen und sind kostengünstiger. Sie sind wesentlich dynamischer als die traditionellen Firmen und staatlichen Institutionen.»

«Wenn Ressourcen knapp sind, hört der zivile Umgang leider schnell einmal auf.»

Peter Wurz

Zwar besteht bei den Start-ups ein gewisses Entwicklungsrisiko; nicht jede neue Idee funktioniert sofort und gewisse gar nie. Doch selbst wenn die Erfolgsquote nur bei 50 Prozent liegt, so ist ihre Technologie wesentlich günstiger als die traditioneller Aerospace-Firmen, die zwar eine höhere Erfolgsquote aufweise, allerdings ein Vielfaches koste. «Wenn man weiss, was alles schiefgehen kann, bremst es einen», sagt Peter Wurz. «Der Preis für Sicherheit ist hoch.»

Nicht nur im Preis unterscheiden sich die neuen Player von den traditionellen. Valentin Bickel war in die Entwicklung von Experimenten für den Rashid-Rover der Vereinigten Arabischen Emirate involviert, der mit der privaten japanischen Mission Hakuto-R von iSpace zum Mond geflogen ist. «Hier ist alles dynamisch. Es gibt noch keine strengen Richtlinien. Und man kann sich viel direkter einbringen», sagt Bickel. Er war an einem Experiment beteiligt, das an den Rädern des Rovers befestigt war. «Das Experiment haben wir in einem 30-minütigen WhatsApp-Chat und einem Telefonat grob definiert – es musste alles sehr schnell gehen. Die Idee legten wir direkt dem Science Lead der Mission vor.

Dieser hat sie sofort akzeptiert.» Dann sei gebaut, getestet und verbessert worden, bis das Experiment am Ende für den Weltraum qualifiziert wurde und geflogen ist. «Bei der NASA hätte so etwas Monate oder gar Jahre gedauert.»

Auf dem Rover sind gemäss Bickel Experimente mitgeflogen, wie es sie auf dem Mond noch nie gegeben hat. «Die wissenschaftlichen Erkenntnisse wären super gewesen», sagt Valentin Bickel wehmütig. Denn Hakuto-R ist auf dem Mond zerschellt. Nüchtern stellt er fest: «Auch wenn der Lander abgestürzt ist: Unsere Hardware ist auf dem Mond!»

Berner Gerät für Rohstoffsuche im All

Derweil arbeitet die NASA mit dem Artemis-Programm, an dem auch die europäische Raumfahrtorganisation ESA beteiligt ist, zielstrebig an der Rückkehr des Menschen zum Mond. Im Unterschied zum Apollo-Programm will man bleiben und eine Mondbasis errichten. Bei Apollo wurden sämtliche Verbrauchsgüter wie Wasser, Luft und Nahrung zum Mond mitgebracht. «Bei einem Aufenthalt von mehreren Monaten wird das zu teuer», sagt Peter Wurz. «Die Ressourcen müssen deshalb vor Ort generiert werden. Und dazu müssen wir die Technologie entwickeln.»

Die neuen Missionen, auch die der anderen Nationen, haben den Mondsüdpol zum Ziel. «Das ist aus wissenschaftlicher Sicht sehr spannend», sagt Wurz. Lagen die Apollo-Landeplätze in geologisch jungen Gebieten in der Nähe des Mondäquators, so vermutet man am Südpol sehr altes Gestein an der Oberfläche: «Für die Robotermissionen suchen wir Landeplätze aus, die sicher vier Milliarden Jahre alt sind und damit vom Anfang der Geschichte des Mondes und des Sonnensystems stammen.» Der Südpol ist aber auch für bemannte Missionen interessant. Viele Krater liegen dort in permanenter Dunkelheit, wo extrem tiefe Temperaturen herrschen. Dies macht die Krater zu riesigen Kältefallen, in denen grosse Mengen von Wassereis vermutet werden.

Am Südpol des Mondes soll auch ein Gerät zum Einsatz gelangen, das an der Universität Bern entwickelt wird. Es ermöglicht unmittelbar vor Ort eine Analyse von Proben, was wesentlich effizienter ist, als kiloweise Material zur Station zu schleppen oder gar zur Erde zu transportieren.

Bei den späteren bemannten Missionen könnte das Berner Gerät als tragbarer Handheld die Astronauten bei ihren Feldstudien unterstützen, hofft Wurz. Und es könnte bei der Suche

nach Rohstoffen helfen, wenn die Astronauten zum Beispiel Material zum Bau eines Habitats suchen. «Sogenanntes Space-to-Space-Mining ist zum Bau einer Mondstation oder bei einer Marsmission, wo Menschen zum Überleben Ressourcen brauchen, fast unausweichlich», sagt Audrey Vorburger.

Neue Technologien, neue Welten mit neuen Bodenschätzen – werden bald auch grosse Konzerne in den Rohstoffabbau im All investieren? In Bezug auf Space-to-Earth-Mining, wo Rohstoffe zur Erde gebracht werden, ist sich die Astrophysikerin nicht sicher, ob sich das je auszahlen wird. «Im Moment ist es schlicht viel zu teuer. Wir haben es gerade mit der Mission OSIRIS-REx der NASA gesehen. Die hat über eine Milliarde Dollar gekostet und ein paar 100 Gramm von einem Asteroiden zurückgebracht.» Der Preis pro Gramm ist damit buchstäblich astronomisch hoch.

Peter Wurz gibt jedoch zu bedenken: «Man kann auch fragen: Was kostet ein Tunnel von Göschenen nach Airolo? Wir sind bereit, den Preis zu zahlen, wenn wir einen wirtschaftlichen Nutzen sehen.» Wenn auf unserem Planeten die Rohstoffe ausgehen, auf denen viele unserer Technologien und unser bequemes Leben basieren, ergebe es vielleicht Sinn.

Regelwerk vonnöten

Ob ein solcher Goldrausch im Weltraum unsere Lebensbedingungen und das friedliche Miteinander gefährdet, lässt sich derzeit nur schwer abschätzen. Zwar gibt es den Space Treaty aus dem Jahr 1967, der die Tätigkeiten von Staaten bei der Erforschung und Nutzung des Weltraums einschliesslich des Mondes und anderer Himmelskörper regelt. Doch konnten damals viele Entwicklungen nicht vorhergesehen werden, was uns heute vor einige Herausforderungen stellt.

Ein Beispiel sind Megakonstellationen im Erdorbit wie Starlink von SpaceX und Kuiper von Amazon. «Diese Unternehmen wollen 40 000 oder mehr Satelliten starten. Das verschärft das Problem des Weltraumschrotts und trägt zur Licht- und Radioverschmutzung bei», gibt Audrey Vorburger zu bedenken. «Und bei der Nutzung des Mondes und anderer Himmelskörper besteht die Gefahr einer First-come-first-serve-Mentalität.»

Auch Peter Wurz ist besorgt: «Grundsätzlich gibt es ein Regelwerk. Aber wie es bei Gesetzen so oft ist: Wenn man es nicht durchsetzen kann, kommt womöglich Wildweststimmung auf. Wenn Ressourcen knapp sind, hört

der zivile Umgang leider schnell einmal auf. Das kennen wir aus unserer Geschichte.»

Nebst dem Space Treaty gibt es neuerdings die von den USA angestossenen Artemis Accords, die die Unterzeichnerstaaten zur friedlichen Nutzung des Weltraums verpflichten. «Ich glaube, das ist ein guter Anfang», sagt Audrey Vorburger. «Doch wir müssen weiter darüber diskutieren, wie wir die Nutzung des Weltraums lukrativ machen, ohne dass jemand auf der Strecke bleibt.»

Herrscht bald Katerstimmung?

Bei aller Euphorie, die derzeit in der Raumfahrt herrscht, drängt sich eine Frage auf: Wachen wir irgendwann mit einem mächtigen Kater aus dem Rausch auf, so wie nach dem ersten Space Race?

Peter Wurz ist optimistisch, dass, wenn nichts Dramatisches wie ein Weltkrieg dazwischenkommt, die Missionen realisiert werden können: «Aus meiner Sicht ist nach wie vor neue Technologie der Treiber. Das hat schon das Apollo-Programm gezeigt.»

Auch Valentin Bickel ist positiv gestimmt: «Man denkt immer, es geht um alles oder nichts. Selbst wenn wir auf dem Mond keine Basis bauen können, haben sich die Missionen trotzdem gelohnt. Weil man etwas über den Mond gelernt hat. Weil wir Hardware entwickelt haben, was einen positiven Effekt auf die Erde punkto Wirtschaft und Arbeitsplätze hat.»

Und aus Sicht von Audrey Vorburger ist es nicht so schlimm, wenn eine Vision einmal zu gross ausfällt. «Es ist mir lieber, ein paar Träumer zu viel zu haben, als dass wir alle zu konservativ und zu pessimistisch sind. Positives Denken und Träume können oft den Weg zu neuen Möglichkeiten öffnen.»



Kontakte:

Prof. Dr. Peter Wurz, peter.wurz@unibe.ch

PD Dr. Audrey Vorburger, audrey.vorburger@unibe.ch

Dr. Valentin Bickel, valentin.bickel@unibe.ch



Reenactment des historischen Tarantismus
in der Kapelle des Heiligen Paulus in Galatina, Apulien.

Sozialanthropologie

Rauschhafte Massen- phänomene: Raserei, Tanzwut und Fallsucht

Wer in einen Rausch gerät, riskiert, das Gleichgewicht zu verlieren – auch das seelische. Es ist ein beängstigender, gleichzeitig lustvoller Zustand, den der Mensch zu allen Zeiten immer wieder bewusst gesucht hat.

Text und Fotografie: Michaela Schäuble

Berauscht und ausser sich zu sein, zu schwindeln und zu taumeln sind physische und psychische Verfassungen, die weltweit bei Festen und in rituellen Zusammenhängen zur Schau getragen werden. Auch Trancezustände und ekstatische Tänze gehören zu jenen rauschhaften Entgrenzungen eines «Von-Sinnen-Seins».

Das Wort *Rausch* ist lautmalerischer Herkunft und bezeichnet sausende und schwirrende Geräusche. Das mittelhochdeutsche Nomen *rüsch* «Rauschen, Unge-stüm» und das entsprechende Verb *rüsen* «lärmen, schreien, toben, rasen» charakterisieren ungestüme Menschen. Erst im 16. Jahrhundert wurde der Rausch mit Trunkenheit oder einer Benebelung der Sinne als Folge vom Genuss betäubender Mittel in Verbindung gebracht. Die Erweiterung zu seelischer Trunkenheit, Taumel und Ekstase folgte im 18. Jahrhundert.

Als Medienanthropologin interessieren mich insbesondere kollektive Rasereien: ekstatische Zustände, die nicht individuell und primär durch Rauschmittel hervorgerufen wurden, sondern Massenphänomene, die sich nicht allein physiologisch erklären lassen.

«Anno 1374 Mitte des Sommers erhob sich ein wunderbarlich Ding auf Erden und sunderlich in Teutschen Landen, auf dem Rhein und auf der Mosel, also dass Leut anhuben zu tanzen und zu rasen ...» ist in der Chronik von Limbach über einen mysteriösen Ausbruch in Aachen zu lesen. Männer, Frauen und Kinder tanzten so lange auf öffentlichen Plätzen im Kreis herum, bis sie in Ekstase gerieten und ohnmächtig mit Schaum vor dem Mund oder gar tot zu Boden sanken. Aus dem Mittelalter sind über 80 solche Ereignisse in ganz Europa verbürgt.

Veitstanz und Antoniusfeuer

Es handelt sich dabei um ein Massenphänomen, das unter den Namen *Veitstanz* oder *Antoniusfeuer* bekannt ist. Eine von vielen Erklärungen geht davon aus, dass es sich bei den dabei auftretenden krampfartigen Muskelzuckungen um Vergiftungserscheinungen handelte, die durch den Mutterkornpilz, einen Getreideparasiten, hervorgerufen werden (siehe Seite 28). Eine andere Bezeichnung ist *Tanzwut* oder *Choreomanie*, ein Begriff, der sich aus *choreía*, zu Deutsch «Tanz», und dem bereits in der Antike bekannten Konzept der *mania* zusammensetzt, einer Form des göttlich inspirierten Wahnsinns oder der Raserei.

Von den Kirchen wurden Choreomanien häufig als Zeichen von «Besessenheit» oder als religiöse Hysterie gedeutet. Der Heilige Veit und der Heilige Antonius wurden zu Namensgebern für diese Zustände. So wurde Veit bei «Fallsucht», Epilepsie, Krämpfen und Tollwut angerufen. Antonius, der Eremit, wiederum soll in der Wüste von quälenden Visionen und Halluzinationen heimgesucht worden sein. Heiligenbilder und andere Darstellungen dieser «Versuchung durch den Teufel» sollten die Qualen veranschaulichen und unter Halluzinationen Leidende heilen oder zumindest trösten.

«Ältester Flashmob der Welt»

Die wohl bekannteste Choreomanie trug sich im Elsass zu und ging als «Straßburger Tanzwut von 1518» in die Geschichte ein. Im englischen *Guardian* als «world's longest rave» oder im Internet als «ältester Flashmob der Welt» bezeichnet, soll sie von nur einer Frau ausgelöst worden sein. «Dieses Tanzes Urheberin war ein Weib namens Troffer, eine halsstarrige, wetterwendische, tolle Kreatur, die alle Menschen, und

ihren lieben Mann besonders, durch ihre Albernheiten recht zu ärgern gedachte» ist im *Historisch-literarischen Anekdoten- und Exempelbuch* zu lesen. In den folgenden Wochen wurden bis zu 400 Menschen von der Tanzwut erfasst. Das Phänomen wurde als eine Form ekstatischer religiöser Verzückung verstanden, die in eine «Massenhysterie» umschlug.

Einer der Ersten, die den Veitsanz von Dämonie und Besessenheitsglauben trennten und als eine Form der Pathologie deuteten, war der Schweizer Arzt und Naturphilosoph Paracelsus. Die Obrigkeit in Strassburg ordnete entsprechend an, die Betroffenen bis zur kompletten Erschöpfung weitertanzen und die Krankheit

quasi ausschwitzen zu lassen. Schliesslich wurden sie in die Veitskapelle im elsässischen Saverne gebracht, wo viele wieder zu Sinnen gekommen sein sollen. Springprozessionen wie die im luxemburgischen Echternach, bei der die Teilnehmenden zu Polkamelodien in Reihen durch die Strassen «springen», erinnern an solche kollektiven Choreomanien. Heute stehen sie auf der UNESCO-Liste für immaterielle Kulturgüter.

Wie von der Tarantel gestochen

Im italienischen Apulien ist seit der Antike bekannt, dass der Biss der Wolfsspinne die Betroffenen wild herumspringen lässt, «wie von der Tarantel gestochen». Weil auch dort die Menschen vermuteten, dass wildes Tanzen das Gift schneller aus dem Körper treiben würde, hat sich daraus die Tarantella, ein Volkstanz im 3/8- oder 6/8-Takt entwickelt. In meiner Forschung zur Rezeption und Wiederbelebung von Tarantismus-Bildern stiess ich auch auf Berichte von Frauen aus den 1950er-Jahren, die ihre Choreomanien beschrieben:

«Meine gute Signorina, zur Zeit des Ersten Weltkriegs bin ich auf den Feldern arbeiten gegangen, und während ich arbeitete, habe ich einen starken Biss am Bein verspürt. Nachher konnte ich nicht mehr arbeiten, so schlecht fühlte ich mich, ich ging nach Hause und für lange Zeit tanzte ich», schreibt Michela Margiotta 1965 an die römische Anthropologin Annabella Rossi. Als junge Frau war sie von einem Skorpion gebissen worden und litt als *tarantata*, als Tarantelbesessene, ein Leben lang unter Fieberattacken, Tobsuchtsanfällen und Epilepsie.

Jedes Jahr Ende Juni pilgerten bis in die 1980er-Jahre zahlreiche Frauen wie Michela nach Galatina in die Kapelle von San Paolo, dem Schutzheiligen von Gifttieren wie



Zur Person

Michaela Schäuble

ist Professorin für Sozialanthropologie mit Schwerpunkt Medienanthropologie an der Universität Bern und Mitbegründerin von Ethnographic Mediaspace Bern. Sie forscht zu Trancezuständen und ekstatischen Heiligenkulten. Ihr essayistischer Dokumentarfilm «Tarantism Revisited» (zusammen mit Anja Dreschke) ist derzeit in Postproduktion.

Spinnen und Skorpionen, um ihn um Gnade und Heilung anzuflehen. Vor und in der Kapelle kam es immer wieder zu ekstatischem und grenzüberschreitendem Verhalten: Frauen kletterten auf den Altar, verfielen in Trancezustände, beschimpften den Heiligen lautstark oder urinieren in die Kapelle. Anthropologinnen und Religionshistoriker sehen im Tarantismus Relikte antiker dionysischer Kulte, die vom Katholizismus überformt worden sind und die Zeit überdauern. Sehr häufig wurden in diesen ritualisierten Grenzüberschreitungen auch kollektive Missstände wie patriarchale Strukturen, Zwangsheiraten, Unterdrückung weiblicher Sexualität und Gewalterfahrung öffentlich angeprangert.

Auch heute noch pilgern Gläubige Ende Juni nach Galatina und erbitten Heilung, vor allem für psychische Erkrankungen. Unabhängig davon organisiert in Galatina ein «Club per l'UNESCO» jährlich Reenactments, in denen Filmaufnahmen aus den 1950er- und 1960er-Jahren von den frenetischen Tänzen in der Kapelle von San Paolo nachgestellt werden. Während manche die öffentlichen Aufführungen meist weiblichen Leidens als Touristenattraktion oder Folklore kritisieren, sprechen andere von einer Wiederaneignung und Umbewertung der eigenen Geschichte. Was einst als Raserei, Fallsucht oder unkontrollierter Rausch stigmatisiert wurde, ist heute Bestandteil apulischen Kulturerbes und eine produktive Form des Umgangs mit psychosozialen Spannungen geworden.

In Apulien werden Pestizide und Klimawandel dafür verantwortlich gemacht, dass es keine Giftspinnen und daher keinen «authentischen» Tarantismus mehr gibt. Andere Narrative besagen, dass heutige Umwelt-

«Ritualisierte Grenzüberschreitungen prangerten kollektive Missstände wie Zwangsheiraten und Unterdrückung weiblicher Sexualität öffentlich an.»

Michaela Schäuble

gifte oder aber Drogen und Psychopharmaka das Gift der Spinne ersetzen und eine ebenso toxische wie berauschende Wirkung hätten.

Allzu rauschhafte Tänze und kollektives Ausser-sich-Sein werden seit je als Symptome von «Wahnsinn» gedeutet und mit pathologisierenden Begriffen wie Verrücktheit, Manie oder Hysterie bezeichnet. Sehr oft wurde und wird dabei das als krank angesehen, was als fremd und damit bedrohlich gilt. Wenn sich nicht normatives Verhalten also eine Bühne und damit Gehör verschafft, kann dies ein ebenso quälendes wie lustvolles Ausbrechen aus gesellschaftlichen Normen bedeuten – und als Ermächtigung oder Krisenbewältigung erfahren werden. In süditalienischen Tarantismus-Aufführungen werden heute jedenfalls noch immer neben individuellen Leiden und Gewalterfahrungen auch gesellschaftspolitische und ökologische Notstände öffentlich thematisiert.

Kontakt:

Prof. Dr. Michaela Schäuble
michaela.schaeuble@unibe.ch

Bücher

Auch Buchliebhaberinnen und -liebhaber lassen sich gern in Ekstase versetzen. Hier finden Sie Stoff für den nächsten Leserausch.

Tiere im Recht

Die gesellschaftliche Bedeutung von Tieren nimmt im 21. Jahrhundert stetig zu. Im Gegensatz dazu wurde ihr rechtlicher Stellenwert vernachlässigt: Juristisch gesehen haben Tiere weder Rechte noch Pflichten. Peter V. Kunz, Professor für Wirtschaftsrecht, legt nun das erste Überblickswerk zum gesamten Tierrecht der Schweiz vor. Unter dem Aspekt Tiere legt er Gesetze aus sämtlichen Rechtsgebieten aus und plädiert für ein Rechtsverständnis, das über das reine Tier-schutzrecht hinausgeht.

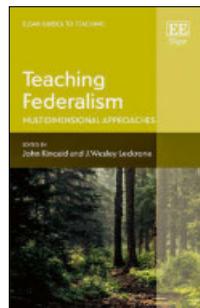


Tierrecht der Schweiz

Peter V. Kunz – 2023,
788 S., Helbing Lichtenhahn
Verlag, ISBN 978-3-7190-4649-1

Föderalismus in aller Welt

Das Interesse für Föderalismus ist in den letzten 30 Jahren gestiegen. Attraktiv ist er unter anderem als Orientierungsmodell für politische Entscheidungsträger in instabilen Staaten. Einen Überblick über zentrale Aspekte des Föderalismus bietet das Lehrbuch «Teaching Federalism». In einem der Fallbeispiele föderaler Systeme aus aller Welt beleuchten Rahel Freiburghaus und Adrian Vatter vom Institut für Politikwissenschaft den Föderalismus der Schweiz.

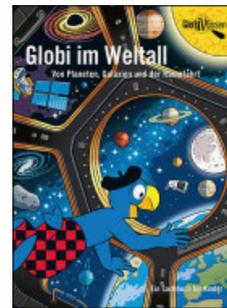


Teaching Federalism: Multi-dimensional Approaches

John Kincaid,
J. Wesley Leckrone (Hg.) – 2023,
306 S., Edward Elgar,
ISBN 978-1-80088-531-8

Raumfahrt für Gross und Klein

Das Weltall faszinierte die Menschheit schon immer. So wird die Weltraumforschung auch bei Globi zum Thema. In Band 16 von «Globi Wissen» lässt sich der blaue Vogel zum Astronauten ausbilden. In Schweizer Weltrauminstitutionen wie der Universität Bern sieht er, wie Raumfahrtinstrumente getestet werden, bekommt von Fachpersonen Hintergrundwissen über das Weltall und erfährt, was ihn auf dem Weg zur Raumstation ISS erwartet.



Globi im Weltall: Von Planeten, Galaxien und der Raumfahrt

Atlant Bieri, Daniel Frick
(Illustrator) – 2023,
128 S., Globi Verlag,
ISBN 978-3-85703-462-6

Zeitreise im Berner Münster

Das Berner Münster ist die grösste Kirche der Schweiz und ein imposantes Bauwerk. Was aber hat sich seit der Erbauung 1421 im Inneren abgespielt? Die Theologinnen Katharina Heyden und Sina von Aesch wenden den Fokus ab vom Münster als reinem Bauwerk und hin zur Kirche als Geschichtsraum für liturgische, klanglich-musikalische und politische Dimensionen. Die historische Reflexion dient dazu, Impulse für die Gegenwart zu formulieren.

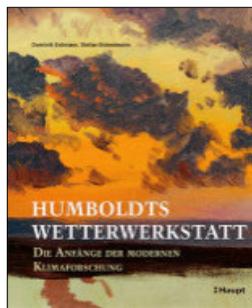


Das Berner Münster als Kirchenraum und Raum für Kirche

Katharina Heyden,
Sina von Aesch (Hg.) – 2023,
196 S., Schwabe Verlag,
ISBN 978-3-7965-4851-2

Wiege der Klimatologie

Alexander von Humboldt (1769–1859) ist bekannt als Naturforscher und Universalgenie. In seinem Lebenswerk «Kosmos» formulierte er eine Klimadefinition, die bis heute Bestand hat. Wer und was seine Anschauungen über das Weltklima beeinflusste, wird in seinem wissenschaftlichen Nachlass sichtbar. Verschiedene Objekte aus den sogenannten Kollektanen zum Kosmos dokumentieren, wie die moderne Klimawissenschaft um und mit von Humboldt entstand.

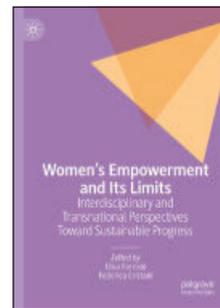


Humboldts Wetterwerkstatt: Die Anfänge der modernen Klimaforschung

Dominik Erdmann,
Stefan Brönnimann – 2023,
240 S., Haupt Verlag,
ISBN 978-3-258-08324-7

Entwicklung und Gender

Welchen Stellenwert haben Minderheiten in der Klimakrise? Wie wird die Entwicklung von künstlicher Intelligenz durch Genderstereotype beeinflusst? Anhand verschiedener Perspektiven veranschaulicht der Sammelband die Schnittstelle von Klima, Entwicklung und Gender. Im Zentrum stehen die Möglichkeiten und Grenzen von Geschlechtergleichstellung bei der Gestaltung einer nachhaltigen Gesellschaft.



Women's Empowerment and Its Limits: Interdisciplinary and Transnational Perspectives Toward Sustainable Progress

Elisa Fornalé,
Federica Cristani (Hg.) – 2023,
201 S., Springer,
ISBN 978-3-031-29331-3

Leserbriefe



**uniFOKUS, September 2023,
Entscheide dich!**

Grosses Kompliment!

Ich finde Ihre neu gestaltete Zeitschrift sehr gelungen – handlich, ansprechend konzipiert, thematisch interessant und voller wirklich lesenswerter Artikel. Früher landete die Publikation oft rasch im Altpapier – heute lese ich sie vorher mit Freude durch.

Christine Beerli
alt Ständerätin, Biel

Zum Beitrag «Grosse Auswahl, grosses Unglück? Zur Tyrannei der Möglichkeiten»

Zusammenhänge verdeutlicht

Mit Interesse habe ich vor allem den Text von Roland Fischer gelesen. Ich kann der These «Zu viele Möglichkeiten hemmen uns in der Entscheidung» durchaus zustimmen, wenn ich meine Biografie durchgehe. Jedenfalls sind mir beim Durchlesen gewisse Zusammenhänge verdeutlicht worden.

Besonderes Interesse habe ich als Imker dem Artikel zur Bienenkönigin entgegengebracht. Dank dem QR-Code habe ich auf den Artikel im Online-Magazin uniAKTUELL zugegriffen. Letztlich wurde ich allerdings etwas enttäuscht, da er doch viele Vermutungen

enthielt und wenig wirklich Handgreifliches zur Ursache der Königinnenwahl.

Christoph Keller

Zum Beitrag «Den Weg festlegen, die Wahl treffen», S. 28

Umkehren

Danke für den feinen Artikel, Herr von Zimmermann. Dazu möchte ich noch anmerken:

- Eine mögliche Entscheidung unterwegs ist auch: «Umkehren».
- Zur Schreiblust unterwegs: Auch Briefe schreiben und Tagebuch führen gehört dazu.

Jetzt mit freundlichen Grüssen und guten Kräften.

Peter Gonzenbach
Herisau

Inspirierend

Nach der Lektüre der neuen Ausgabe entscheide ich mich ganz bewusst, Ihnen und euch ein Kompliment zu übermitteln. Wissenswerte Texte, inspirierende Artikel, anregende Interviews in gelungener Aufmachung. Das muss auch mal gesagt sein. Und schön, dass es dies auch gedruckt gibt.

Weiterhin frohes Gelingen und Freude bei Leben und Job.

Urs Heinz Aerni
Journalist und Feldornithologe,
Zürich

Zum Beitrag «Urteile haben eine gewisse Zufälligkeit», S. 18

Politische Zugehörigkeit spielt praktisch keine Rolle

Immer wieder wird gefordert, Richterinnen oder Richter sollten keiner Partei angehören, weil sie parteipolitisch gefärbte Urteile fällen würden. Freilich erwecken die Parteien im Wahlverfahren den Eindruck, mit der Nomination einer Person der eigenen Partei würde diese Person die Ideologie und Observanz der Partei in die Urteile einfließen lassen. Das ist aber eine völlige Fehleinschätzung der realen Urteilsfindung, namentlich im dem von Herrn Prof. Mona vertretenen Fachbereich des Strafrechts.

Während meinen 16 Jahren Richtertätigkeit am Obergericht – ich war als Mitglied der SVP lange Jahre mit Sozialdemokraten, Freisinnigen und Grünen in beiden Strafkammern tätig – habe ich in keinem einzigen Fall erlebt, dass die Richterpersonen parteipolitisch gefärbte Stimmen abgegeben und die Kammer ebenso entschieden hätte.

Massgebend für die Urteilsfindung sind vielmehr die persönliche Herkunft, die Befindlichkeit und die Erfahrung der Richterperson, die Ausbil-

dung und die Kenntnisse der fachspezifischen Fragen (Gutachten) und die Art des Verfahrensablaufes.

Wenn Herr Prof. Mona meint: «Wir können gar nicht anders, als politisch und ideologisch zu urteilen», ist das eine allzu sehr von der Theorie geprägte Meinung.

**Walter Messerli
alt Oberrichter, Interlaken**

Ich sehe Ihren Punkt und bin auch ganz Ihrer Meinung. Sie müssen genau lesen: An keiner Stelle sage ich, dass die parteipolitische Zugehörigkeit eine grosse Rolle bei der Urteilsfindung spielt. Das ist in der Tat

Wunschdenken der Parteien und dient letztlich nur dazu, die Judikative formell in die Gewaltentrennung einzubinden.

Ich spreche von politisch und ideologisch. Das hat mit parteipolitisch nichts zu tun. Wenn man sagt, der Mensch sei ein politisches Wesen, dann meint man nicht, er sei in irgendeiner Partei, sondern dass er seinen Umgang mit anderen Menschen in der Gesellschaft aufgrund seiner Herkunft, seiner persönlichen Überzeugung, seiner Situation, seiner Erfahrung, seiner Ausbildung usw. gestaltet. Also genau das, was auch Sie beschreiben.

Prof. Dr. Martino Mona

Dialog

Wir wollen Ihre Meinung wissen!

Stimmen Sie zu, lehnen Sie ab, argumentieren und reflektieren Sie, und lassen Sie andere an Ihren Gedanken teilhaben: Senden Sie uns Ihre Zuschriften an unifokus@unibe.ch. Ausgewählte Kommentare werden im nächsten Magazin publiziert.

Erschütterungen

Fotografie: AdobeStock



Vielleicht geht es Ihnen auch so: «Ich muss sterben, ich muss leiden, ich muss kämpfen, ich bin dem Zufall unterworfen, ich verstricke mich un- ausweichlich in Schuld.»

Dieser erschütternden Erkenntnis entspringt nach Karl Jaspers die Philosophie. Aus der Erschütterung des Menschen und dem Bewusstsein seiner Verlorenheit folge die Frage

nach sich selbst, erkannte der Psychiater und Jahrhundertdenker. In einem Jahrzehnt, dessen erste Jahre schon reichlich erschütternd waren, fragen wir im nächsten Heft nach Psychotrauma und posttraumatischem Wachstum, nach dem Urknall als Mutter aller Erschütterungen, nach 374 142 Bunkern unter Schweizer Boden, der mal metaphorisch bebt, etwa in Finanz- und Bankenkrisen, und mal buchstäblich, wie beim letzten grossen Erdbeben anno 1946.

uniFOKUS / Dezember 2023 / 2. Jahrgang
Das Magazin der Universität Bern

Herausgeberin Universität Bern, Abteilung Kommunikation & Marketing AKM **Leitung AKM** Christian Degen **Redaktion** Timm Eugster (Leitung), Arian Bastani, Nina Jacobshagen **Autorinnen und Autoren** Juri Auderset, Livia Bühler, Beat Bächli, Michaela Schäubli, Guido Schwarz, Pressebüro Kohlenberg (Michael Gasser, Bettina Hägeli) **Mitarbeit** Serena Wölfel **Gestaltungskonzept und Artdirection** büro z, Bern **Layout AKM** **Redaktionsadresse** Universität Bern, Abteilung Kommunikation & Marketing, Hochschulstrasse 6, 3012 Bern, Tel. 031 684 80 44, unifokus@unibe.ch, www.unifokus.unibe.ch **Inserate** Stämpfli Kommunikation, Bern, Tel. 031 767 83 30, inserate@staempfli.com, www.staempfli.com/mediadaten **Druck** Stämpfli Kommunikation, Bern **Auflage** 18 700 Exemplare, erscheint viermal jährlich, nächste Ausgabe März 2024 **Abonnement** uniFOKUS kann kostenlos abonniert werden: www.unifokus.unibe.ch, Tel. 031 631 80 44, ISSN 1664-8552. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit Genehmigung der Redaktion.



Schenken Sie uniFOKUS – sich oder anderen

Das Wissenschaftsmagazin der Uni Bern
ist für alle da: Abonnieren Sie
uniFOKUS kostenlos für sich selbst oder
andere Interessierte.



unifokus.unibe.ch/abo

u^b

b
UNIVERSITÄT
BERN

WISSEN
SCHAFFT
WERT.